



→ 3 Erscheint in 18 Heften à 50 kr. ö. W. = 90 Pfenn. S. ←



Fehlgeschossen.

Hast Du Stahlheim gesehen? Er ist wieder da!

— Gewiß habe ich ihn gesehen. Man sieht ihn ja jetzt überall.

In der That sah man den Grafen André Stahlheim jetzt überall. Und doch nicht überall, denn er mied solche Orte, die gar zu sehr öffentlich waren. War er irgendwo eingeladen, wo Frauen von zweifelhaftem Rufe erscheinen konnten, so ging er gewiß nicht hin. In das Theater ging er nur an Abonnements-Abenden. Alles was in den Verdacht kommen konnte, zur Halbwelt zu gehören, flößte ihm Abscheu ein. Dagegen erschien er sehr viel in der besseren Gesellschaft, bekundete eine tiefe Verehrung für die ehrbaren Frauen, in deren Gesellschaft allein er sich wohl zu fühlen schien, und trotz der Vierzig, welchen er nahe war, besuchte er Hausbälle, wo er die ganze Nacht hindurch tanzte.

So erschien er auch heute sehr heiter und sehr glücklich in dem vornehmen und sehr wählerischen Salon der Baronin Landau, der lebenswürdigen Gemahlin des sehr kühlen und sehr strengen klerikalen Abgeordneten Baron Johannes Landau.

Der wackere Graf Stahlheim war nämlich einer großen Gefahr entronnen. Sein Verhältniß mit Laura Prinz hatte acht Jahre gedauert und in den Kreisen Stahlheims sprach man schon von der drohenden Gefahr einer Heirath mit dieser Person. Laura Prinz war sehr hübsch und hatte im Umgange mit zahlreichen Männern von Welt auch ziemlich gute Manieren angenommen; aber schließlich konnte sie doch nichts Anderes sein, als eine liebe, artige, kleine Freundin, die man einige Monate behalten kann. Nun hatte aber die Liebchaft Stahlheims mit Laura Prinz wohlgezählte acht Jahre gedauert und die Sache war umso bedenklicher geworden, als Laura nach den unsinnigsten Thorheiten jetzt allmählig zu dem ruhigen, einfachen Leben einer kleinen Bürgerfrau zurückkehrte und ihr Betragen Andrés gegenüber untadelhaft schien. Es war nicht zu verwundern, daß sie diesen jungen, sehr reichen, äußerst vornehmen, mit seiner hohen Figur fast imponirenden Mann mit dem schönen blonden Vollbarte und den sanften Augen aufrichtig liebte.

Schon begannen die Freundinnen Laura's diese zu beneiden und schon begannen die Herren in der Umgebung Stahlheim's mit den Achseln zu zucken und zu flüstern: „Wieder Einer ins Meer gefallen!“

Und dann war plötzlich der Bruch eingetreten. Man erzählte sich, daß Laura mit dem Kammerdiener des Grafen überrascht worden war. Aber Das war nicht sicher; gewiß war nur, daß der Graf fünf Monate lang unsichtbar war und daß er, nach der Hauptstadt zurückgekehrt, keinen Fuß mehr in jene Kreise setzte, in welchen er so lange gelebt hatte.

Die Baronin Landau, die den Grafen Stahlheim sehr liebte, war darob sehr erfreut. Es wäre doch Jammer schade gewesen, daß ein so charmanter Mensch ein so schmachliches Ende nehme. Und sie befragte ihn noch einmal, theils um sich besser zu überzeugen, theils um ihn ein wenig zu necken.

— Ist's wirklich wahr? Sie sind mit guten Absichten zu uns zurückgekehrt?

Stahlheim betheuerte seine Aufrichtigkeit. Jawohl, mit den besten Absichten; er habe mit seinem bisherigen Leben abgeschlossen.

— Lassen Sie hören: welche Eigenschaften besitzen denn diese Fräulein, daß die Herren so sehr an ihnen hängen? Da Sie sich nun losgemacht haben, werden Sie es doch wissen und können mir es sagen.

— Ach nichts, ich versichere; weniger denn nichts. Es ist bloß die Gewohnheit, diese blöde Ursache, diese Feigheit, diese banale Ausrede; die Gewohnheit, die uns dazu treibt, alle Tage die nämlichen Dinge zu sehen, zu berühren, zu fühlen und zu hören, und mechanisch immer wieder denselben Ort aufzusuchen, nicht weil wir da Vergnügen finden, sondern weil wir vor Allem träge sind und uns einbilden, daß alles Neue uns ermüden würde.

Die Baronin erwiderte:

— Wenn ich Sie ärgern wollte, würde ich Sie fragen, warum denn unsere Ehemänner sich bei uns so wenig durch

die Gewohnheiten fesseln lassen; denn ich versichere, daß sie nichts eifriger anstreben, als diese Gewohnheiten zu wechseln und daß sie keineswegs zu träge sind, neue Eindrücke zu suchen. Sie werden es mir nicht ausreden, daß diese Fräulein irgend einen Zaubertrunk besitzen. Wir werden aber schließlich dieses Arcanum entdecken und haben wir es erst einmal in unserem Besitze, dann werden wir jenen Damen ihre ganze Kundschaft wegnehmen. — Und was wollen Sie nunmehr, da Sie gerettet sind, anfangen, mein Freund?

— Ich will heirathen! entgegnete Graf Stahlheim entschlossen.

— Ach, wieder eine Unglückliche mehr! seufzte die Baronin.

Doch da ereiferte sich Stahlheim. Nein, er werde einzig und allein Diejenige lieben, der er seinen Namen geben wird. Ach, stets die Gefährtin, die Freundin, die Auserkorene an seiner Seite zu haben: welches Glück! Er empfand eine Art Ekel, wenn er an die leichten Sitten der Anderen dachte und er verlor sich ordentlich in Aufgebote von lyrischen Phrasen. Ach, das Wesen, das Du erkoren hast, achten zu können; mit der Frau, die Deine Gattin ist, ausgehen zu können und überall erscheinen zu können; nur mit Verehrung von ihr sprechen zu hören; das Recht zu haben, sie öffentlich mit zarten Aufmerksamkeiten zu umgeben, welche die Bewunderung der Vorübergehenden erregen; mit einer Frau der eigenen Kreise plaudern zu können, die so Vieles begreift, was man ihr nicht erst sagen muß; mit ihr von dem gemeinsamen Leben, von der gemeinsamen Zukunft zu sprechen; und dann vertrauensvoll auf ihre Liebe sich zu stützen, nicht von dem ewigen Verdacht eines möglichen, ja wahrscheinlichen Verrathes geplagt zu sein; eine ehrbare Frau zu lieben, die man sich erst erobern muß und die sich nicht sogleich ergibt, eine wahre Frau, die Dir das Opfer ihrer intimen Züchtigkeit darbringt, die eine Heilige wird: die Mutter Deiner Kinder!

Die Baronin drückte ihm warm die Hand.

— Sie können so nur reden, weil Sie schon lieben, sprach sie. Darf man ihren Namen erfahren?

— Gewiß, sie ist hier, bei Ihnen; am hellen Tage, vor aller Welt will ich ihr meine Huldigung darbringen. Wenn ihr Herz frei ist, werde ich der Glückliche der Sterblichen sein. Wenn es nicht frei ist, werde ich kämpfen, um es zu erobern, und zwar mit offenem Bize. Heute Abend schon will ich beginnen. Es ist Frau von Braunecker, eine Ihrer Freundinnen. Was halten Sie von meiner Wahl?

— Ich finde sie ausgezeichnet. Frau v. Braunecker ist Wittve, was für Sie, der Sie kein ganz junger Mensch mehr sind, sehr gut paßt. Sie ist zwanzig Jahre alt, reich und von sehr gutem Hause; überdies war sie an Herrn v. Braunecker, den besten aller Gerichts-Präsidenten sehr wenig . . . verheirathet.

— Glauben Sie, daß sie meine Bewerbung gut aufnehmen werde? fragte Stahlheim.

— Sie müßte wahrhaftig sehr anspruchsvoll sein, wenn sie es nicht thäte. Sie sind ja ein vollkommener Mann. Ich weiß zwar, daß sie viel unvorben ist, aber sie ist erst seit einem Jahre Wittve und ich bin sicher, daß sie noch nicht daran gedacht hat, wieder zu heirathen. Reichen Sie mir die Hand, Stahlheim, und Glückauf!

Eine Stunde später saß in einem kleinen, einsamen Salon Graf Stahlheim an der Seite der verwittweten Frau Clara von Braunecker. Sie hatten mehrere Touren mit einander getanzt und die junge Frau gab sich keine Mühe, das Vergnügen zu verbergen, welches die Unterhaltung mit dem Grafen ihr bereitere. Clara war braun, mit großen, dunklen Augen, in welchen zuweilen ein sanftes Schmachten lag, nicht beleibt, mit einer herrlichen Taille, deren Geschmeidigkeit den vollen, jungen Busen nur umso mehr hervortreten ließ; sie plauderte sehr heiter und lachte herzlich wie ein Kind. Sie boten ein liebliches Bild, diese Beiden, wie sie im Halbdunkel der mit Spizenschirmen verhängten Lampen dasaßen, ganz in ihr intimes Geplauder versunken, schon jetzt gleichgiltig gegen Alles, was sie umgab. Sie waren schon so weit, daß sie ihre gemeinsamen Sympathieen und Antipathieen konstatiren konnten und sie tauschten ihre Bemerkungen sehr fröhlich, mit dem Feuereifer der Jugend aus. André hatte sich zu Clara gewandt und betrachtete sie mit gierigen Blicken; sie war ein wenig zurückgelehnt und schlug mit einem Füßchen den Takt zur Musik, welche das ferne Orchester spielte; ihre Augen waren halbverschleiert, wie von Gedanken schwer und sie hörte ihm lächelnd zu. Doch in diesem Augenblicke trat Ernst auf ihre Züge. Sie sprach zu André von ihrem verstorbenen Gatten, dem Herrn von Braunecker. Der Gegenstand interessirte Stahlheim nur sehr mäßig, aber er wußte, daß früher oder später davon die Rede sein mußte. Diese Rechnung mußte abgeschlossen werden, besser heut als morgen. Uebrigens sagte ihm Clara nichts, was ihm unangenehm gewesen wäre. Sie hatte ihren Gatten nie geliebt und André dachte entzückt an die vielen schönen Dinge, die er ihr zu lehren haben würde.

— Mein Mann ist nach neunmonatlicher Ehe gestorben, sagte Clara.

— Nach neun Monaten! rief André lachend aus. Ein toller Gedanke war ihm durch den Kopf geschossen.

Doch Clara fuhr ruhig fort:

— Ja; Das war sehr schnell, nicht wahr? Er liebte mich sehr; er hatte ein vortreffliches Herz; aber . . .

Wie Vieles lag in diesem „Aber“! Oder vielmehr: eine einzige Sache, da Herr von Braunecker mit 62 Jahren gestorben war. Fürwahr, es war eine „Vernunft-Heirath“ gewesen!

Stahlheim erkundigte sich jetzt in zarten Worten nach Clara's innerem Leben; sie müsse in ihrer Einsamkeit sich sehr langweilen, meinte er.

— Ach ja, sehr, lautete die Antwort; sie gehe jetzt schon aus, besuche Gesellschaften; aber zu Hause führe sie ein trüb-seliges Dasein.

Und so kamen Beide dazu, sich ihr Trübsal zu beichten. Auch André bekannte, daß er kein fröhliches Leben führe. Heute Abend sei er selbst erstaunt, sich so wohl und selig zu fühlen. Dies sei sicherlich nur, weil er sich neben ihr befinde, neben einer anbetungswürdigen Frau, die ihm so sehr sympathisch ist.

Clara hörte ihn und schwieg. Nur zuweilen lächelte sie, und zwar wenn Stahlheim Halt machte, um zu beobachten, welche Fortschritte er auf seiner Bahn machte.

Nun denn, er machte öfter Halt; er fürchtete, daß er zu rasch, zu weit gehe. Bisher hatte er nur solchen Damen den Hof gemacht, die es nicht ungerne sehen, wenn man sogleich

auf das Ziel lossteuert. Bei Clara von Braunecker wollte er mit seinem Geständnisse nur sachte herausrücken. Er wollte dabei das Vergnügen des Feinschmeckers genießen und fand, daß er fast zu rasch vorrückte. Frau von Braunecker bekundete in ihrer Sympathie für ihn so viel Ungezwungenheit, daß er wohl fühlte, er werde noch diesen Abend seine Batterien demaskiren und ihr seine Liebe gestehen müssen. Allein, er beilte sich nicht; er zwang sich selbst, nur schrittweise vorzugehen, besorgt, daß er Claras Zartsein verletzen könnte; im voraus freute er sich bei dem Gedanken, daß sogleich züchtige Verwirrung Stirne und Wangen der jungen Frau röthen werde; überdies fühlte er auch sein eigenes Herz stärker pochen, als er geglaubt haben würde. Es that ihm so wohl, zärtliche Worte einer ehrbaren Frau zu sagen, die nicht ist wie die Anderen, welche sogleich wissen, wovon die Rede ist und es nicht lieben, daß man bei der Einleitung zu lange verweile.

Da André nun nicht mehr zurückweichen konnte, sagte er ihr das große Wort, ganz leise, mit seiner warm klingenden Stimme, am Schlusse eines rührenden und einfachen Satzes, in welchen er die ganze Rechtschaffenheit seiner Seele gelegt hatte. Er sagte ihr sein: „Ich liebe Dich!“ mit zitternder Stimme und indem er ihre Hand ergriff, die sie ihm willig überließ.

Clara war nicht erröthet. André wäre ein wenig enttäuscht gewesen, wenn er sich nicht gedacht hätte, daß die braunen Frauen schwer erröthen; aber ein Blitz leuchtete in ihren Augen auf, ein Blitz, in welchem er sein Glück erglänzen sah; sie öffnete die Lippen und hauchte:

— Schon?

Ja, schon; es war zu früh, Das wußte er wohl; aber er konnte nicht mehr schweigen. Und er malte ihr eine ganze Idylle aus; sie würden weit fortziehen, in einen weltverlorenen Winkel und würden da glücklich leben, — wenn sie will.

Clara nickte ja.

Er würde sein Leben zu ihren Füßen zubringen, in ihrem Dufte, in ihrem Schatten. Wie köstlich wird es sein, den ganzen Tag an ihrer Seite zuzubringen; (er wagte noch nicht zu sagen: die ganze Nacht) mit ihr allein zu frühstücken, mit ihr allein zu Mittag zu essen, ihre schönen, schwarzen Haare auf dem Spizepolster ausgebreitet zu sehen, am Morgen mit einem Kusse ihre großen, ein wenig müden Augen zu öffnen.

Graf Stahlheim erging sich in diesen Träumen mit einer Wärme, die er nicht sonderlich verbarg, da er mit einer Wittwe sprach, zugleich aber mit einer Zurückhaltung in der Form, die den Werth seiner Huldigung noch erhöhte. Clara lächelte und schien glücklich; ja einmal schaute sie ihm fest in die Augen, mit einer zärtlichen Ausdauer, die ihn erbeben machte.

Indeß hatte sich wieder Ernst auf ihrem Antlitz gelagert. Stahlheim erschrad. In der That hatte sie ihm noch nicht geantwortet. Welches Hinderniß tauchte plötzlich auf? Er schlug einen noch respektvolleren und zärtlicheren Ton an und fragte:

— An was denken Sie?

— An verschiedene Dinge. Es ist oft recht schwer, glauben Sie mir . . .

Doch er entgegnete aufwallend:

— Nein, nichts ist schwer, wenn man liebt! Die Liebe überwindet jedes Hinderniß. Sagen Sie mir zunächst, ob Sie

mich lieben, ob Sie mein Geständniß nicht zurückweisen; sagen Sie es mir sogleich . . .

— Ist's denn so dringend? fragte Clara, indem sie einen heiteren Blick zwischen den halbgeschlossenen Lidern zu ihm hinübersandte. Die Männer sind nun einmal so, daß sie uns niemals Bedenkzeit lassen. Sie fürchten, daß ich mir denken könnte, es wäre besser abzulehnen, — wie?

— Sagen Sie mir, daß Sie mir gestatten, Sie zu lieben und ich werde alle Hindernisse überwinden!

— Alle?

— Alle!

— Nun, nun, ohne mein Hinzuthun wird es doch nicht gehen.

Welche Liebkosung lag in diesen Worten und welch' süßes Geständniß! Welch' eine zarte Art, ihre Niederlage zu gestehen! Die Zukunft erschien dem Grafen in strahlendem Lichte. Aber er beharrte noch bei der Sache, denn er wollte ein formelles Ja. Er fühlte, daß sie im Begriffe stehe, jenes höchste Wort auszusprechen, das sie Beide für immer verbinden sollte. Sie sammelte sich noch eine Minute; man sah ihr an, daß sie den Ernst des Wortes, das sie sprechen sollte, sehr wohl fühlte; es war der letzte Kampf ihrer keuschen Seele. Endlich ergriff sie seine Hand und sagte leise:

— Wir sprechen hier schon zu lange mit einander und Sie werden mich schließlich kompromittiren. Sie wollen ein Ja . . . nun denn: ja! . . . Still, still . . . Warten Sie! . . . Sie sind nicht recht bei Sinnen! Machen Sie einen Gang durch die Salons und dann . . .

— Und dann?

— Dann holen Sie mich und wir wollen zusammen fort.

André würde sich ihr am liebsten zu Füßen geworfen haben. Sie liebte ihn! sie hat es ihm gesagt! Dieses lebenswürdige Geschöpf wird seine Frau werden. Er wird laut sein Glück verkünden, vor aller Welt seine respektvolle Anbetung zeigen können!

Jetzt hatte Clara sich erhoben und sie fügte hinzu:

— Aber unter einer Bedingung, André!

— Ich unterwerfe mich jeder Bedingung!

— Nein, ich habe nur eine zu machen. Vor Tagesanbruch müssen Sie gehen; . . . es ist wegen des Dienstgesindes.

*

Während Clara nach dem großen Salon eilte, stand Graf Stahlheim wie eingewurzelt auf dem Fleck. Er begriff nicht sogleich. Vor Tagesanbruch sollte er gehen? Von wo? von ihr also? Das hatte sie gemeint?

Er hatte seine Fassung noch nicht wiedergefunden, als die Hausfrau in dem kleinen Salon erschien.

— Nun, glücklicher Stahlheim, wann wird Hochzeit gemacht? fragte die Baronin.

— Ach, Madame! Frau von Braunecker begreift so rasch, daß ich nicht dazu kam, sie darnach zu fragen.

Und er stürzte davon.

Baronin Landau begriff nichts von Alldem.

Graf Stahlheim aber ist Junggeselle geblieben.



Cocotten.

Monolog einer Solchen am Morgen:

— Wenn ich nur wüßte, wo ich gestern mein Mieder vergessen habe?

*

Eine Ueberraschung.

Herrn N., der nach Mitternacht heimkehrt, überreicht der Hausmeister einen Schlüssel.

— Was ist das für ein Schlüssel?

— Ihr Wohnungsschlüssel.

— Und meine Frau?

— Ist mit dem Zimmerherrn ausgezogen.

*

Begründete Frage.

Madame B. will sich von ihrem Gatten scheiden lassen und ihr dreijähriges Söhnchen bei sich behalten.

— Das geht nicht, Madame, erklärte ihr Rechtsanwalt; das Gesetz weist den Sohn dem Vater zu.

— Wie kann das Gesetz ihm etwas zuweisen, was niemals ihm gehört hat?

*

Cheleben.

— Ach! seufzte neulich die kleine Frau v. Pinkus, — ich könnte mit meinem Manne so glücklich sein . . . Ich verlange nichts von ihm, als daß er um 20 Jahre jünger wäre.

*

Herr Kommerzienrath K. trifft einen seiner Freunde auf der Straße.

— Wie befindet sich die Frau Justizräthin? fragt der Freund.

— Ausgezeichnet! Sie fühlt sich seit einigen Tagen — Ballmutter.

*

Böfen.

Suschen, ein sehr hübsches Stubenkätzchen, erscheint bei der Kartenlegerin.

— Ich möchte wissen, sagt die Kleine keck, — wen mein gnädiger Herr lieber hat: mich oder die Gnädige?

*

Logisch.

Die schöne Hortense sitzt in ihrem Boudoir und dreht ein Billet zwischen den Fingern, wobei sie folgenden Monolog hält:

— Dieser kecke Lieutenant hat mir nun doch geschrieben! Nein . . . in keinem Falle werde ich seinen Brief öffnen . . . Oder wenn ich ihn öffne, werde ich ihn nicht lesen . . . Oder wenn ich ihn lese, werde ich ihm nicht antworten . . . Oder wenn ich ihm antworte, darf es mein Mann unter keinen Umständen erfahren!



Die kleinen Schwänke des Herrn Cadet-Bitard.

Von Armand Silvestre.

X. Duweston's Museum.

I.

Das hübsche Städtchen . . . (nennen wir es Klatschheim, um Niemanden zu kränken) konnte sich rühmen, in seinem natürlichen Gürtel, welchen ein reizendes Flüsschen um den Ort bildete, eines der vollkommensten Muster provinzieller Heuchelei einzuschließen. Die Einwohner desselben brannten vor Begierde, sich gegenseitig zu hörnen; denn dies ist das einzige Vergnügen, welches die biederen Provinzbewohner für ihr Exil trösten kann. Allein sie übten gegenseitig eine so schlaue Ueberwachung, daß ihnen ihr Vorhaben nur selten oder gar nicht gelang. (Anstatt sich zur Fabrikation von Hörnern gütlich zu verständigen.) Wie dumm und boshaft sind doch die Menschen! Die Ehrlichkeit in Geschäften ist eine gar seltene Sache. Nein; jeder dieser Bürger zog die langweilige Decke der Enthaltbarkeit bis über die Ohren und verzichtete gern auf das Vergnügen, unter der Bedingung, auch den Nachbar des Vergnügens zu berauben. Es gab auch kein Mittel, die eifersüchtigen Augen zu täuschen. Da gab es keine Dickichte in den Promenaden, da gab es keine einsamen Straßen, keine gefälligen Gasthöfe, keine schätzenswerthen Gelegenheitsmacherinnen; — nichts für die illegitimen Liebschaften.

Es gab denn eine allgemeine stille Freude in dem Orte, als Herr Duweston, ein englisch-amerikanischer Museum-Inhaber, auf dem Corso sein Wachsfiguren-Kabinet errichtete und vier Wochen da bleiben zu wollen erklärte. Ein Museum wie alle anderen, mit historischen Persönlichkeiten, denen man andere Mäntel umhängt, wenn in der Regierung ein Wechsel eingetreten; dann eine Anzahl anatomischer Ungeheuerlichkeiten und einige Mordscenen. Um die Illusion zu erhöhen, waren einige Hampelmänner in moderne Kleidungen gehüllt und da und dort in verschiedenen Stellungen angebracht, als wären es Besucher des Museums. Die naiveren Leute hielten sie denn auch für lebende Wesen und grüßten sie ehrerbietig, worüber dann die Anderen lachten. Der erste dieser falschen Besucher saß gleich beim Eingang, der zweite las eine Zeitung, der

dritte war im Begriff, seinen Regenschirm zuzumachen. Alldies ist nicht sonderlich interessant; aber was das Duweston'sche Museum in Klatschheim sehr schnell in die Mode brachte, war der Umstand, daß man in demselben einen Ort der möglichen Stellidichein erblickte, einen Zufluchtsort für die Verliebten. Man konnte da gleichsam zufällig eintreten, um beispielsweise Herrn Pasteur zu sehen, wie er einem Meerschweinchen die Hundswuth einimpft, in Wirklichkeit aber, um sich zu treffen und einen Augenblick ungesehen zu plaudern. Viele Zungen, die lange stumm gewesen, wurden jetzt gelöst, viele Geständnisse wurden ausgetauscht, viele Hände suchten sich und eine wohlthätige Umwälzung vollzog sich in diesem bisher so unwirthlichen Städtchen.

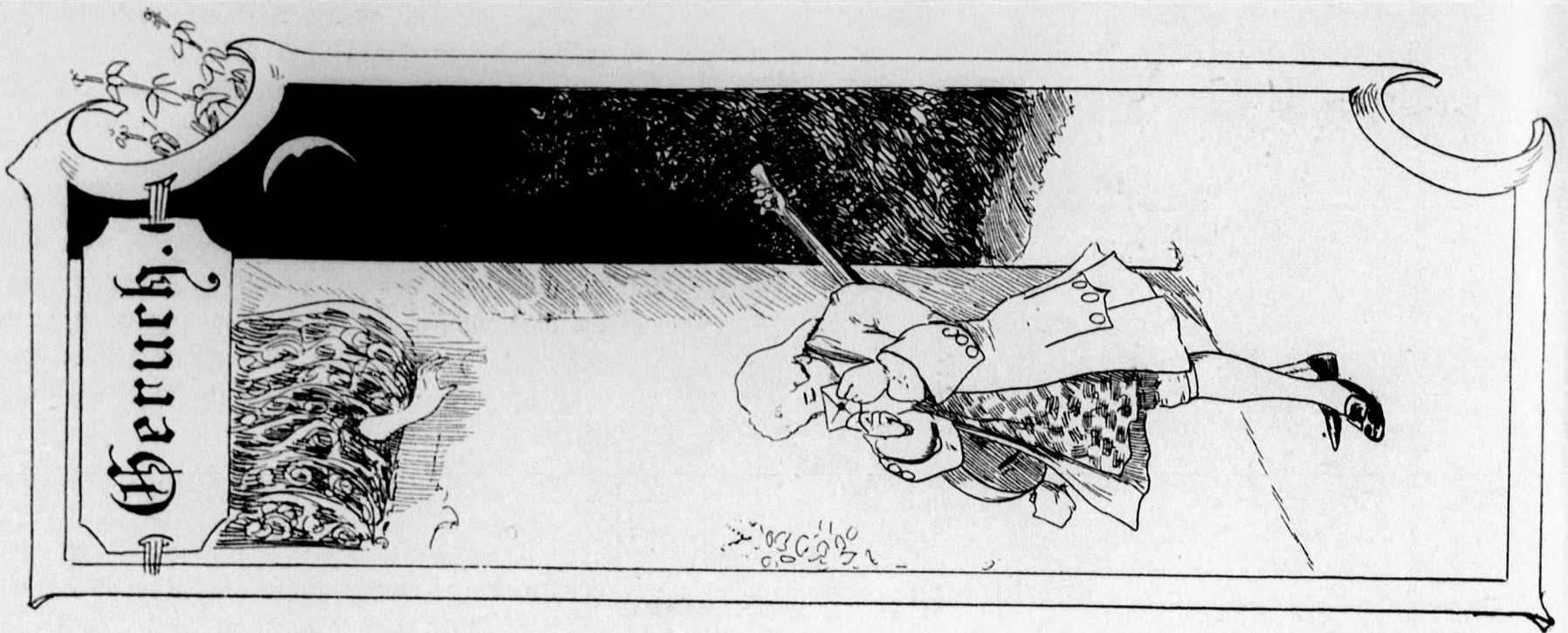
II.

Der Anwalt Doktor Tournebite, der seit langer Zeit die Posthalterin, Fräulein Glodie Lepet, anbetete, konnte, während er einen Brief ihrer Sorgfalt empfahl, ihr die Worte zuflüstern: „In der Tasche der dritten stummen Figur im Museum.“ Damit meinte er den dritten jener bürgerlich gekleideten Hampelmännchen, die am Eingange des weiten Zeltes mit den gewundenen Wegen gleichsam den Anfang des Publikums darstellten.

Durch seine zahlreichen und ernsten Arbeiten zurückgehalten hatte der Doktor Tournebite bisher noch nicht Zeit und Gelegenheit gefunden, dieses Museum zu besuchen. Er wartete dafür eine Gelegenheit ab und hatte diese Gelegenheit endlich gefunden. Aber er hatte sich die Dertlichkeit durch andere Besucher schildern lassen, um nicht irre zu gehen und hatte so, in Kenntniß der Sache, seinen Briefkasten gewählt.

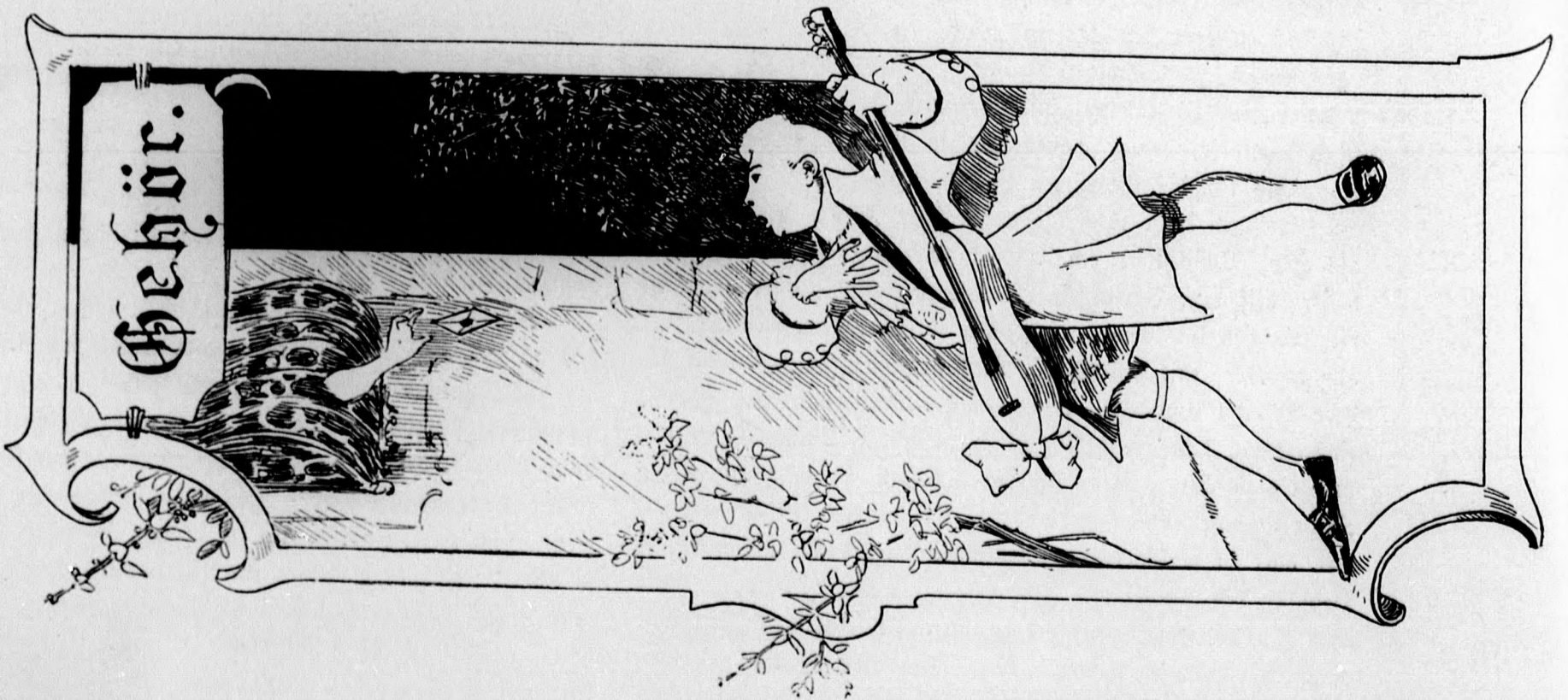
Während er seiner künftigen Freundin diesen kleinen Besuch machte, empfing seine Gemahlin, Frau Tournebite, aus den Händen einer ergebenen Magd ein Briefchen von ihrem in Paris wohnhaften und ihrem Gatten nicht bekannten Better. Das Briefchen lautete kurz und bündig: „Mein Engel! Ich habe Deine Verständigung empfangen. Ich reise und werde um vier Uhr in Klatschheim sein. Ich werde mich geraden Weges in das Wachsfigurenkabinet begeben, von welchem Du mir schriebst. Endlich, mein Schatz, werden wir nach so langer Trennung einen Augenblick mit einander plaudern können. Seitdem Du fort bist, sterbe ich vor Sehnsucht. Diese verdammte Heirath hat mich getödtet. Ach, wie schwach bist Du doch gewesen, Palmyra! Aber wenn Du mich noch liebst, wird es noch glückliche Augenblicke für uns geben und die Zukunft wird uns für die Vergangenheit trösten. Dein getreuer und unglücklicher Better Cadet.“

Wie der scharfsinnige Leser schon errathen haben wird, war es diesem verliebten Anverwandten, der kein Anderer war, als unser Freund Cadet-Bitard, sehr unbequem und für seine Pläne sehr störend, als der Doktor Tournebite so in die Familie hineingeschnitten kam und Base Palmyra zur Frau nahm. Allein, Cadet-Bitard war — wie Sie wissen — ein Mann von Muth und Herz, ausdauernd in seinen Zuneigungen, der nicht so schnell verzagte. Palmyra ihrerseits hatte es sehr bald bereut, einen Rechtsverdrehler zum Manne genommen zu haben. Sehr geschickt in der Kunst, seine Klienten zugrunde zu richten, war es Tournebite weit weniger in der anderen Kunst,

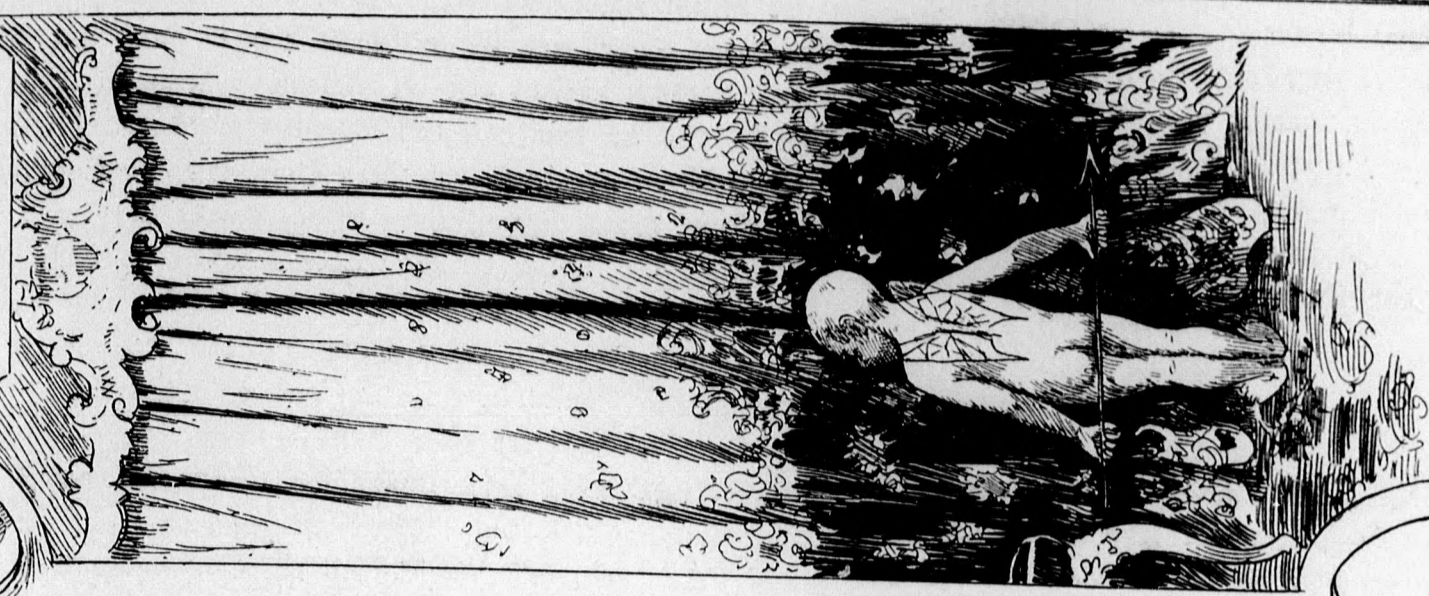


Die
fünf Sinne.
 Humoreske
 im Boccoco-Styl
 von
 A. Pröde.

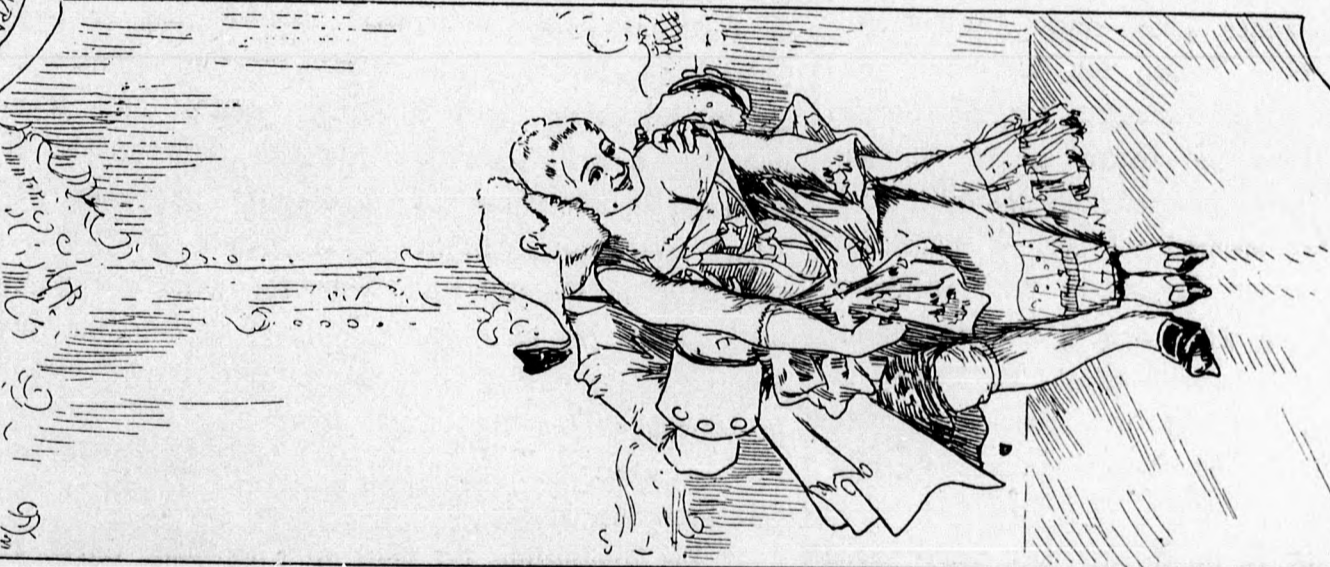
Kl. G. C. H.



Ge schmack



Gefühl.



Gesicht.



eine Frau glücklich zu machen. Ueberdies hatte die Posthalterin, Fräulein Lepet, schon angefangen, seine Gattin aus seinem Herzen zu verdrängen, obgleich sie im Ganzen erst seit einem Jahre verheirathet waren.

Mit dem Vier-Uhr-Zuge traf Cadet-Bitard richtig ein und zehn Minuten später stand er schon unter der Leinwand-Kuppel des Duveston-Museums. Frau Tournebite war aber schon vor ihm dort und sie war in ihrer Frühjahrs-Toilette wahrhaft entzückend. Denn unsere Geschichte ereignete sich im schönen Lenze, der den Corso zu einem herrlich blühenden Garten umzauberte.

III.

O, welche Wonne, wenn wahrhaft liebende Herzen sich wiederfinden, nachdem sie an einander lange Jahre gezeifelt! Fürwahr, es gibt einen Gott für die aufrichtigen Herzen. Die Beiden waren anfänglich allein an diesem wenig bequemen, aber einzigen Zusammenkunfts-Orte, und konnten sich lange betrachten, Aug in Auge, Hand in Hand, flüchtige Küßchen austauschend. Er fand sie schöner denn je mit ihrem blau-schwarzen Haar, ihrem lachenden Munde und ihrem hellen Leibchen, aus welchem ihr Busen unter einem durchsichtigen Gaze-Schleier hervorquoll, dieser Busen, den die Hände der Ehe voller modellirten, als er früher gewesen. Oh, Ihr jungen Leute! im Namen der Moral und Eurer eigenen Freunde bitte ich Euch: laffet die Jungfrauen in Ruhe und laffet Eure edlen Freunden durch die Ehe vorbereiten! Ja, so ungeschickt dieser Mehrer von gestempeltem Papier in den geheiligten Dingen der Liebe sonst war, so hatte er doch den ersten Stein zu dem Bau der Schönheit Palmyra's gelegt, die damals in voller Blüthe prangte, zum Entzücken und zum Stolze des Siegers, der da kommen sollte und der für den Augenblick Cadet-Bitard hieß.

Sie und er sagten sich in kurzer Zeit sehr viele schöne Dinge; sie wurden nicht müde, einander zu betrachten in der wollüstigen Wärme eines Frühsonnertages, dessen Licht nur gedämpft in das Zelt hereinsiel. Sie kümmerten sich herzlich wenig um die Porträts der Mitglieder des neuen Kabinetts, und ich kann schwören, daß sie nicht von Politik redeten. Sie hatten weit Besseres zu thun, d. h. eine demnächstige Zusammenkunft in Paris zu verabreden, wohin Frau Tournebite durch einen fingirten Brief einer Tante berufen werden sollte. Für denselben Abend aber planten sie eine zweite Begegnung hinter dem Hausgarten des Anwaltes.

Er war eben im Begriff, ihr wieder ein Küßchen zu rauben, als sie plötzlich tief erbleichte. „Mein Mann!“ flüsterte sie und verschwand hinter einer Gruppe von Wachsfiguren flüchtiger als Galatea hinter den virgilischen Weidenbäumen. Cadet, der schreckliche Angst hatte, daß Herr Tournebite — denn er war es in der That — bei seinem Eintritt in das Zelt etwas wahrgenommen haben könnte, bekam plötzlich einen genialen Einfall. Wie einst das Weib des Voth in eine Salzfäule verwandelt worden, so versteinerte er sich sozusagen plötzlich in der Stellung, in welcher man ihn wahrgenommen, indem er seine Geberde zu einer unbeweglichen machte, wie in einer Moment-Photographie, so daß Einer, der ihn noch nie

gesehen hatte, ihn für eine jener Wachsfiguren halten konnte, von welchen ich weiter oben gesprochen, gekleidet wie alle Welt, nach dem modernsten Schnitt. Er stand zwischen der zweiten und dritten Figur und nahm daher, von der Thüre gezählt, die dritte Stelle ein. Er entledigte sich so gut seiner Rolle eines lebenden Bildes, daß der Anwalt vollkommen getäuscht wurde. Als ein komisches, von schlechtem Geschmack zeugendes Detail ist zu erwähnen, daß Herr Tournebite, der Straßlosigkeit sicher, damit begann, einen Wind, den er nicht mehr zurückhalten konnte, vor der Nase Cadet's fahren zu lassen. Der arme Cadet sog die ganze Prise ein und durfte nicht einmal Uff! sagen, noch auch sein Taschentuch ziehen. Hierauf zog der Dampfmann Tournebite ein Billet aus der Brusttasche — das für Fräulein Lepet bestimmte Billet — und schob es verabredetermaßen in die rechte Tasche des Ueberrockes der Figur. Der Anwalt, der nur dieserwegen gekommen war, machte nun Kehrt und entfernte sich mit einem erneuten Ausbruch seines Frohsinns. Denn um nichts in der Welt würde er riskirt haben, mit der Posthalterin im Gespräch überrascht zu werden. Kaum hatte er das Zelt verlassen, als Palmyra hocherfreut, daß sie der Gefahr entronnen, aus ihrem Versteck hervorschoß. Sie hüpfte Cadet an den Hals, der ihr erzählte, ihr Gatte sei dermaßen zerstreut gewesen, daß er seine — Cadet's — Rocktasche für einen Brieffammekasten ansah. Schnell fuhren sie in die Rocktasche, fanden, lasen zusammen und hüpfen vor Freude. Es war eine ehebrecherische Liebeserklärung in aller Form, in Ausdrücken, die schon auf ein älteres Verhältniß schließen ließen. Armer Herr Tournebite, wie hatten sie ihn jetzt fest! Palmyra, welche die Zuneigung ihres Gatten für die Posthalterin längst geahnt hatte, zweifelte nun nicht länger. Als sie Fräulein Lepet eintreten sah, ging sie sogleich auf dieselbe zu und sprach:

— Hier, mein Fräulein, was Herr Tournebite mir für Sie übergeben hat.

Die Unglückliche fiel schier in Ohnmacht. Cadet, der sich einflußreicher Verbindungen rühmte, drohte ihr mit der Absetzung; Madame Tournebite ihrerseits stellte einen skandalösen Prozeß in Aussicht, der die Posthalterin sicher ruiniren würde. Fräulein Lepet bat um Gnade.

— Es sei, sagte Palmyra; aber Dienst für Dienst. Sie werden uns in Ihrem Zimmer Gastfreundschaft bieten und über unsere Sicherheit wachen.

Die arme Posthalterin unterwarf sich jeder Bedingung. Palmyra und Cadet traten in ihr Bureau durch die dem Publikum verbotene Thüre. In diesem, dem Postdienste geweihten Tempel; hinter diesen geschlossenen Vorhängen, wo sonst die Geheimnisse der Korrespondenz sich bergen; unter dem Schutze des Amtsgeheimnisses wurde ein Bürger, der von dem Gesetze lebt, fast ein Gesetzgeber, in unwürdiger Weise gehört, straflos und wonnevoll. Ich, der ich stets für die Verliebten einstehe, bin davon entzückt. Es ist jetzt Sache des Herrn Tournebite, Revanche zu nehmen. Fräulein Clodie Lepet mit ihrer allerliebsten Amtsmiene und ihrem Kneifer auf dem Stumpfnäschen ist auch kein übler Vissen.



Dirne und Falter.

So hat das Schicksal
Mich einmal gemacht,
Ein Falter hingaukelnd
In somniger Pracht.

Was frommt's da zu klagen,
Das bringt kein' Gewinn,
Ich lebe mein Leben,
Und bin was ich bin.

In Gold und Flitter
Und Seidengewand —
Und doch verachtet,
Und doch in Schand'!

Noch gaukelt der Falter
Im Morgenroth:
Küss' mich Geliebter . . .
Bald küßt der Tod!

H. E. J.

Das Glück des Herrn Brückner.

Ein Sittenbild von Otto Ernst.

In großes, halbdunkles Zimmer. Die herabgelassenen Jalousien an den Fenstern lassen nur verstohlen die neugierig-lüsternden Sonnenstrahlen durch, und ehe sie ins Zimmer dringen, wird ihr Licht von den schweren Damastgardinen gedämpft. Das reich decorirte Apartement und die gebiegene Einrichtung zeigten, daß der Industrielle Herrmann Brückner nicht nur Glück, sondern auch Geschmack, — mindestens aber einen kunstverständigen Tapezierer hatte. Herr Brückner hatte in der That ungewöhnliches Glück. Er war Aufsichtsrath dreier Brauereien, erwarb an der Börse sehr viel Geld, besaß ein schönes, ertragsfähiges Landgut und seit sechs Monaten eine Frau, um die er von Vielen beneidet wurde.

Lilly zählte 21 Jahre und war eine anbetungswürdige, schlanke und doch volle Gestalt. Zwei seelenvolle Augen blickten aus einem runden Gesicht, manchmal schwermüthig ins Weite, als suchten sie ein fernes Glück, manchmal wieder völlig stumpf, als würde die ganze Außenwelt sie nichts angehen. Heute war Frau Lilly sehr mißmüthig, saß in der Sophaecke und schmolte, als ihr Mann völlig angekleidet und zum Ausgehen bereit ins Zimmer trat.

„Du willst fort?“

„Ja, mein Kind, ich muß in die Generalversammlung der „Gambrinus“-Bierbrauerei-Aktien-Gesellschaft,“ sagte Brückner, indem er sich vor den Spiegel stellte und mit einer Bürste über sein Haupt fuhr. Er mußte allerdings sehr vorsichtig büirsten, um sich nicht noch des letzten Restes seines Hauptschmuckes zu berauben.

„Also wieder eine Generalversammlung, entgegnete Lilly verdrossen; Vormittags bist Du an der Börse, bei Tische sprichst Du vor Aufregung kein Wort und Nachmittags bist Du wieder fort. Nachts kommst Du spät nach Hause. Ich sehe Dich gar nicht mehr.“

„Morgen Abend bleibe ich bei Dir.“

„So? Demnach willst Du heute wieder ganz fort bleiben?“

„Ja; nach der Sitzung will ich mit den Herren in den Klub gehen. Doch werde ich Dir vorher die Freude bereiten, unsere Dividende Dir telephonisch mitzutheilen. Sie soll heuer besonders hoch sein.“

Lilly sprang auf. „Da soll ich wieder den ganzen Nachmittag allein bleiben! rief sie gekränkt. Das ist zum Sterben langweilig.“

„Lies doch!“ erwiderte Brückner gelassen.

„Lesen und immer lesen, das hätte ich bei meiner Mama auch haben können, deswegen brauchte ich nicht zu heirathen.“

„Aber Lilly, sei doch nicht kindisch; diese Tändeleien müssen doch einmal aufhören, meine Geschäfte gehen doch vor. Spiele, lies oder fahre mit Karoline spazieren. Adieu!“ — Die Thüre fiel ins Schloß.

Lilly war allein. In ihren Augen schwamm etwas wie eine Thräne. So behandelte sie ihr Mann, wie ein Kind; das war die Vergeltung dafür, daß sie ihn geheirathet hatte, sie, das junge, vielumworbene Mädchen, ihn, den alternden Mann. Das war der Dank dafür, daß sie keinem Mann auch nur ihre Hand, viel weniger den Mund bot, und selbst ihrem Jugendfreunde Georg fast die Thüre gewiesen hätte, als er ihr vorgestern in ihr Boudoir zu folgen wagte.

Sie ging langsam durch den Salon. Was fehlte ihr denn eigentlich? Sie war von Luxus umgeben, konnte Bälle, Concerte, Theater besuchen, ihren Gang für kostbare Toiletten befriedigen. Was wollte sie mehr? Ihr Mann war allerdings fünfundsanzig Jahre älter als sie und die Flitterwochenstimmung war schon nach der ersten Woche verflogen gewesen.

Nach einer Woche schon! . . . Ja, das wars. So hatte sie sich ihr Leben als Frau nicht vorgestellt; Tag für Tag dieselben Gesichter, dieselben Möbel, dieselbe Langeweile. Sie war jung und schön und sehnte sich nach Liebe; ihr Blut schoß manchmal heiß durch ihre Adern — und ihr Mann, genau so correct wie er seinen Cylinderhut büirstete, blieb er einmal in der Woche zu Hause, um eheliche Freuden bei ihr zu suchen.

Lilly ging hastig zum Klavier, öffnete das Instrument und warf es wieder zu; sie ging zu einem kleinen Tischchen, ergriff einen Band Gedichte, schlug das Buch auf und warf es wieder hin.

Nein, diese schwüle Hitze! . . .

Sie ging erregt in den zweiten Salon und von da ins Schlafzimmer. Hier wars doch schöner, noch dunkler als im Salon. Ein kühler, frischer Hauch drang von den schattigen Bäumen des Gartens herein. Lilly setzte sich auf einen Divan und schaute auf die beiden Betten. Ein Baldachin aus dunkelrothem Plüsch bedeckte die Lagerstätte; unter dem Baldachin hing ein Amor, der mit seinem Bogen auf die Betten wies, als wollte er die Besitzer der Betten zu süßem Liebesgenuß ermuntern. Welche Ironie!

Lilly wandte sich von dem Anblicke weg, sprang ungeduldig wieder auf und trat in das Heiligthum, das ihr allein gehörte, in ihr Boudoir. Es fehlte nichts in dem Gemach, was das Herz einer verwöhnten jungen Frau wünschen konnte. Einer weichen, schwellenden Ottomane gegenüber stand ein kostbarer Spiegel, in dem sie ihre ganze Gestalt sehen konnte. Vom Garten her drang in der Stille das Surren der Tauben herein. Lilly blickte hinaus und wieder stieg ihr das Blut ins Gesicht. Ein Zucken flog über ihren ganzen, schönen Körper. Nein, diese Hitze ist unerträglich!

Mit einem Rucke warf sie ihr Leibchen, dann ihr Corset ab; nun konnte sie doch wieder aufathmen. Sie ließ die Vorhänge herab. So; nun war sie ganz allein, konnte von Niemandem gesehen werden. Sie entkleidete sich völlig und stellte sich kergengerade vor den Spiegel. So hatte sie oft gestanden, schon als Mädchen, hatte daran gedacht, wie ihr Mann sich ihres schönen Körpers freuen würde, wie sie ihn umarmen, an sich pressen würde. Und nun . . .

Sie warf sich auf den weichen Divan, ihr Gesicht auf die Lehne drückend; das that ihr wohl. Gestern Abend war sie im Theater gewesen; man hatte „Boccaccio“ aufgeführt. Natürlich war ihr Mann wieder im Klub gewesen. Er holte sie ab und als sie zu Hause ankamen, schlief er vor Müdigkeit schon beim Souper ein.

Dann gedachte sie Georgs wieder, den sie so schände behandelt hatte. Jetzt wird er wohl nicht mehr wiederkommen. Aber wie konnte er nur von ihr — einer verständigen Frau einen Kuß verlangen. Wenn er doch lieber keinen verlangt, sondern sie gleich umarmt hätte, dachte sie. Mehr entrüstet hätte sie doch auch darüber nicht sein können. Im Boudeir, ganz allein, durch vier Zimmer vom Mädchen getrennt — nein, dieser Georg hatte keinen Muth . . . Sie verbarg ihr Antlitz noch tiefer in die Ecke des Divans. Wenn er heute käme, heute mehr Muth zeigte, würde sie ihn heute wohl auch so fliehen?

Horch — klingelte es nicht? . . . Wenn Jemand sie so sähe, nackt — nein, das geht nicht! . . . Sie sprang schnell auf, stellte den Stuhl, auf dem ihre Kleider lagen, in die Ecke und zog ein Negligé an. Gottlob, es bedeckte ihre ganze Gestalt. Schnell fuhr sie in ein paar Pantoffelchen, die vor dem Divan standen. Da hörte sie auch schon die Tritte ihres Mädchens.

„Herr Georg von Steinig läßt fragen, ob gnädige Frau ihn empfangen wollen?“

Lilly zuckte zusammen. „Führe den Herrn herein“ — hauchte sie nach einer Weile.

Ihre Augen leuchteten. Sie blickte in den Spiegel. Das blaue Negligé mit den prächtigen weißen Spitzen umschloß fest ihre volle Gestalt und ließ ihre Formen deutlich hervortreten. Ihr Antlitz leuchtete auf. Aber ihr Kopfsputz war ganz verschoben. Schnell entschlossen löste sie die Nadeln, eine Fülle blonden Haares fiel auf ihre Schultern hernieder.

Georg v. Steinig, ein stattlicher, kräftig gebauter Mann von etwa 30 Jahren, mit langem, schwarzem Barte und ungefuchter, vornehmer Eleganz in der Kleidung, trat ein.

Er verbeugte sich zeremoniös und augenscheinlich befangen vor der Hausfrau; doch diese reichte ihm freundlich die Hand.

Er ergriff sie und heftete einen Kuß auf das kleine Händchen. Sie wollte sie ihm jetzt entziehen, aber so leichten Kaufes gab Georg nicht wieder heraus, was er einmal hatte.

„Sie sind mir also nicht böse?“ fragte er.

Statt aller Antwort lud sie ihn ein, auf einem Sessel neben ihr Platz zu nehmen.

Jetzt erst betrachtete er sie aufmerksam; die Formen ihrer vollen, üppigen Schenkel traten durch das Negligé hervor;

voll Bewunderung betrachtete er ihr gelöstes Haar; er sah, wie ihr Busen sich hob und senkte. Sein Blut kam in Wallung und er brachte kein Wort hervor.

„Nun, Sie sind so schweigsam, Herr v. Steinig,“ hub Lilly endlich an.

„Ich dachte an Sie, gnädige Frau.“

„Und was dachten Sie?“

„Wie schön Sie heute aussehen.“

Lilly blickte zur Erde.

„Ja, schön! Und zu denken, daß ich jetzt auf alle Hoffnungen verzichten soll . . . weil Sie einen Andern geheirathet haben, einen Mann, den Sie nicht lieben können.“

Lilly machte eine abwehrende Bewegung.

„Nein, Sie können ihn nicht lieben! Sie haben ein Recht, Liebe zu fordern von einem Manne, der jung wie Sie, mit Ihnen fühlt; statt dessen haben Sie einen kalten, trockenen Geschäftsmann, der sich seine Course genau berechnet, nur an die Börsenzeitung denkt und in dem Augenblicke, da er Sie umarmt, sich vielleicht berechnet, wie viel er an dem nächsten Geschäfte gewinnen wird.“

Lilly bedeckte ihr Gesicht.

„Hören Sie auf, Georg!“

Georg ergriff ihre beiden Hände; er wurde immer leidenschaftlicher, preßte sie an sich und drückte einen Kuß auf die schwellenden, rothen Lippen. Dabei löste sich der oberste Knopf ihres Negligés.

Lilly schloß die Augen und sank an die Brust des stürmisch drängenden Mannes . . .

Horch, was ist das?

Im benachbarten Zimmer ertönt die Klingel des Telephons. Lilly reißt sich aus den Armen des geliebten Mannes

und eilt zum Telephon. Georg folgt ihr auf dem Fuße und setzt die zweite Hörmuschel an.

Herr Brückner ist's; er spricht von der Börse und meldet, daß die General-Versammlung der Gambrius-Gesellschaft eine 50⁰/₀-ige Dividende beschlossen habe.

„Und die Aktien?“ fragt Lilly.

„Sie steigen! sie steigen!“ telephonirt der Gemahl.

„Ich gratulire! ruft die Gemahlin zurück. — Schluß!“

Und sie sinkt mit schämigem Erröthen und holdseligem Lächeln dem Geliebten von neuem in die Arme.



Aphorismen über die Liebe.

Der Mann hat auch bei uns immer etwas vom Türken an sich; es ist die schönste Aufgabe der Frau, ihn durch Liebe und Anmuth zur freundigen und unbedingten Anerkennung des ersten Ehegebots zu erziehen, welches lautet: „Ich bin Dein Weib, Deine Herrscherrin; Du sollst keine anderen Weiber haben neben mir!“

*

Der Jüngling ist polygam, der Mann monogam.

*

Die Augen sind die Sprecher der Liebe, der Mund ihr Siegel.

*

Die Sinnlichkeit ist der Liebe, was das Blut dem Körper: zu viel, und es gibt Störungen; zu wenig, und es gibt Siechthum.

*

Man sagt, gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen — von der Liebe läßt sich daselbe sagen.

*

Wie viel Zeit ist nöthig, um eine anständige Frau zu verführen? „Eine schwache Stunde,“ meinte Mykisch; Samosch aber behauptete: „Eine schwache — halbe Stunde.“

*

Liebe, auf Wollust gegründet, ist ein Feuerwerk; Liebe, die auf Wahlverwandtschaft beruht, schimmert wie ein Stern, unvergänglich, unversehrbar; nur die Wolken der Eifersucht können ihn auf kurze Zeit verdunkeln.

*

In der Liebe ist die Frau um des Geliebten willen zu Allem fähig: selbst sich ohne Kammerzofe aus- und anzukleiden.

L. G.

Gheliche Scene.

Aus dem Sanskrit nachgedichtet von Ludwig Goldoni.

Beide ruh'n auf einem Lager,
Abgewandt sind die Gesichter.
Keines redet mit dem andern;
Denn es schmollen alle beide,
Wie sie beide zärtlich lieben.
Doch allmählig leis' sich wenden
Ihrer beider Augenwinkel,
Und wie sich die Blicke treffen,
Aug' in Auge, liebebehnend,
Sieh! da ist der Groll geschwunden,
Daß sie unter lautem Lachen
Leidenschaftlich sich umarmen.

Die Versuchung.

Von Catulle Mendès.

Man sitzt — Männer und Frauen zusammen — im Sommer, auf Stühlen von Weidengeflecht, ganz behaglich, im Schatten eines großen Baumes, vor dem Landhause, das in ein dichtes Netz von Volubilis und wilden Rosen eingehüllt ist, oder im Winter, auf den Fauteuils des wohl verschlossenen Salons, am Kamin, der eine behagliche Wärme in dem Raum verbreitet, unter dem Krystall-Luster, der zittert und schimmert; man plaudert, man ist heiter und zufrieden; das Gespräch stockt nicht und wird nur von Zeit zu Zeit durch ein fröhliches Gelächter unterbrochen; es gibt ein allerliebtestes Durcheinander von Anekdoten und übermüthigen Scherzen; an die Kümmernisse des Lebens, an die Trauer von gestern, an das Herzleid von morgen denkt man nicht; man läßt sich gehen, man lebt, man lacht in der instinktiven Freude am Leben . . .

Plötzlich tritt ein Stillschweigen ein.

Das Gespräch, die gute Laune ist erloschen, wie das Tageslicht erlischt in einem Zimmer, dessen Fenster plötzlich geschlossen werden; die offenen Lippen sprechen nicht mehr, die Augen starren geradeaus vor sich hin. Es ist wie in einer Operette, wo auf den Wink einer Fee mit dem Zauberstabe alle die Personen, die eben erst gesungen und getanzt haben, stumm und unbeweglich werden. Alle Stirnen sind bleich. Die Anwesenden erstarren in ohnmächtigem Entsetzen.

Was ist geschehen? Man weiß es nicht; man hat einfach Furcht.

Durch ein Wort, ein Geräusch, ein Lachen aus Kinder- munde wird dann der unheilvolle Bann wieder gelöst und nun sind Gespräch, Gelächter, Frohsinn wieder erwacht, lebhafter, ausgelassener als zuvor. Niemand erinnert sich mehr der düsteren Minute. Weshalb war diese Lücke, dieser stumme Augenblick des Entsetzens?

Dort, wo ich zuhause bin, sagt man, daß in solchen Augenblicken der Tod vorbei geht . . .

I.

Es war eine Idylle von vier Menschenkindern. Zwei Brüder liebten zwei Schwestern. Jeanne war mit Lucien verlobt; Lucienne mit Jean. Das Glück von vier Kindern sollte zwei Familien vereinigen; aber erst später, in einigen Jahren. Die Kinder waren noch zu jung. Ihre kaum erschlossene Jugend verjüngte sich noch mehr durch ihre vollkommene Unschuld, die noch durch kein schlimmes Verlangen gestreift worden. Jeanne und Lucienne spielten noch ganz naiv mit ihren Puppen. Wenn sie seit sechs Monaten keine kurzen Röckchen mehr trugen, geschah dies nur auf den ausdrücklichen, von den Mädchen kaum begriffenen Wunsch der Mütter. Denn fürwahr, diese langen Kleider sind sehr lästig, wenn man einen Baum erklettern, oder über einen Bach springen will. Was die beiden Jünglinge betrifft, so hatten sie, obgleich sie in einem Lyceum untergebracht gewesen, dennoch nichts Unschickliches gelernt und das Wenige, was sie davon wußten, vergaßen sie bald wieder in den Ferial-Monaten, inmitten der Spiele ihrer wiederge-

fundenen Kindheit, in der Freiheit und Reinheit der Luft, der Felder und Wälder. Indeß liebten sie, diese vier jungen Herzen, aber mit der Unwissenheit des Glücks, das ihrer harrte, ohne die Furcht und ohne das Verlangen dieses Unbekannten, wie knospende Rosen, die nicht wissen, daß sie blühen werden. So daß die beiden Familien, deren Häuser auf dem Hügel, welcher das Dorf beherrschte, unter schattigen Bäumen neben einander standen, nichts Ungeziemendes darin sahen, wenn sie die Kinder vom Morgen bis zum Abend durch Wiesen und Wälder und Weinberge zusammen herumlaufen ließen. Die Kinder nützten dieses in sie gesetzte Vertrauen, um nach Herzenslust herumzustreifen; ihre Ungebundenheit, die nur selten innehielt, um das Vergißmeinnicht zu entblättern oder ein Akeziengweiglein zu befragen („er liebt mich — liebt mich nicht“) ihre Ungebundenheit, sage ich, war der Schrecken der Vöglein im Gebüsch und der Grillen im Roggenfeld. Man sah sie an den Wegkrümmungen ihre Köpfe zwischen dem Gestrüpp hindurchstecken, zerzaust, erhist, entzündt. In einem Thalkessel gab es unter Weiden einen kleinen Teich; hier warfen sie Steine ins Wasser, um die Frösche aus ihrer Ruhe aufzusuchen; ihr Gelächter vermengte sich mit dem angstvollen Gequak. Es gab endlose Spiele am Rain der Felder, neben den Wegschranken, vor den Drehbalken, die man aufstellt, um ein Eindringen der Fohlen und Kühe zu verhüten. Es galt, zu Zweien — Lucienne mit Jean und Jeanne mit Lucien — durch die enge Oeffnung des Drehbalkens hindurchzukommen und es geschah oft genug, daß eines der Pärchen und wohl auch alle beide, nach einem allzu heftigen Anlauf, auf der anderen Seite ins hohe Gras fielen. Und wenn sie sich dann wieder aufsetzten, unter lautem Gelächter einander betrachtend, (wobei es oft vorkam, daß Jeanne, die Kleinste unter ihnen, auf Lucienne die Zunge reckte) dann hatten sie die Haare voll mit Grashalmen und Kornähren, aus welchen Käfer laut summend davonsflogen. So trieben sie es, naiv, toll, liebenswürdig; und unter so vielen muthwilligen Spielen kam es nie zu einem Küßchen zwischen ihnen; sie faßten sich nur bei den Händen, um über die Gräben zu springen. Sie hatten ihre fünfzehn oder sechszehn Jahre, betrogen sich aber, als zählten sie deren kaum zwölf. Wenn beim Blindfußspiel Jeanne und Lucien Lucienne und Jean suchten, fanden sie sie alsbald hinter einem Baumstamm hockend, Eines neben dem Anderen, aber nicht im Ruß vereinigt. Und doch liebten sie sich, nannten sich „Männchen“ und „Weibchen“, hielten sich vielleicht für verheirathet und dachten, daß dies die Ehe sei. Wegen einer Thräne seiner Verlobten konnte der Verlobte heiße Zähren vergießen. Allein, das Glück, das sie genossen, genügte ihrer Zärtlichkeit. Wenn Lucienne und Jeanne, die Köckchen auf die Kniee zurückgeschlagen, unter den Weiden sitzend ihre Füße in dem Teiche badeten, ergößten sich Jean und Lucien an dem erschrockenen Flug der Libellen und dem Bittern der Wasserlilien, dachten aber nicht daran, die nackten Beine ihrer Verlobten zu betrachten.

II.

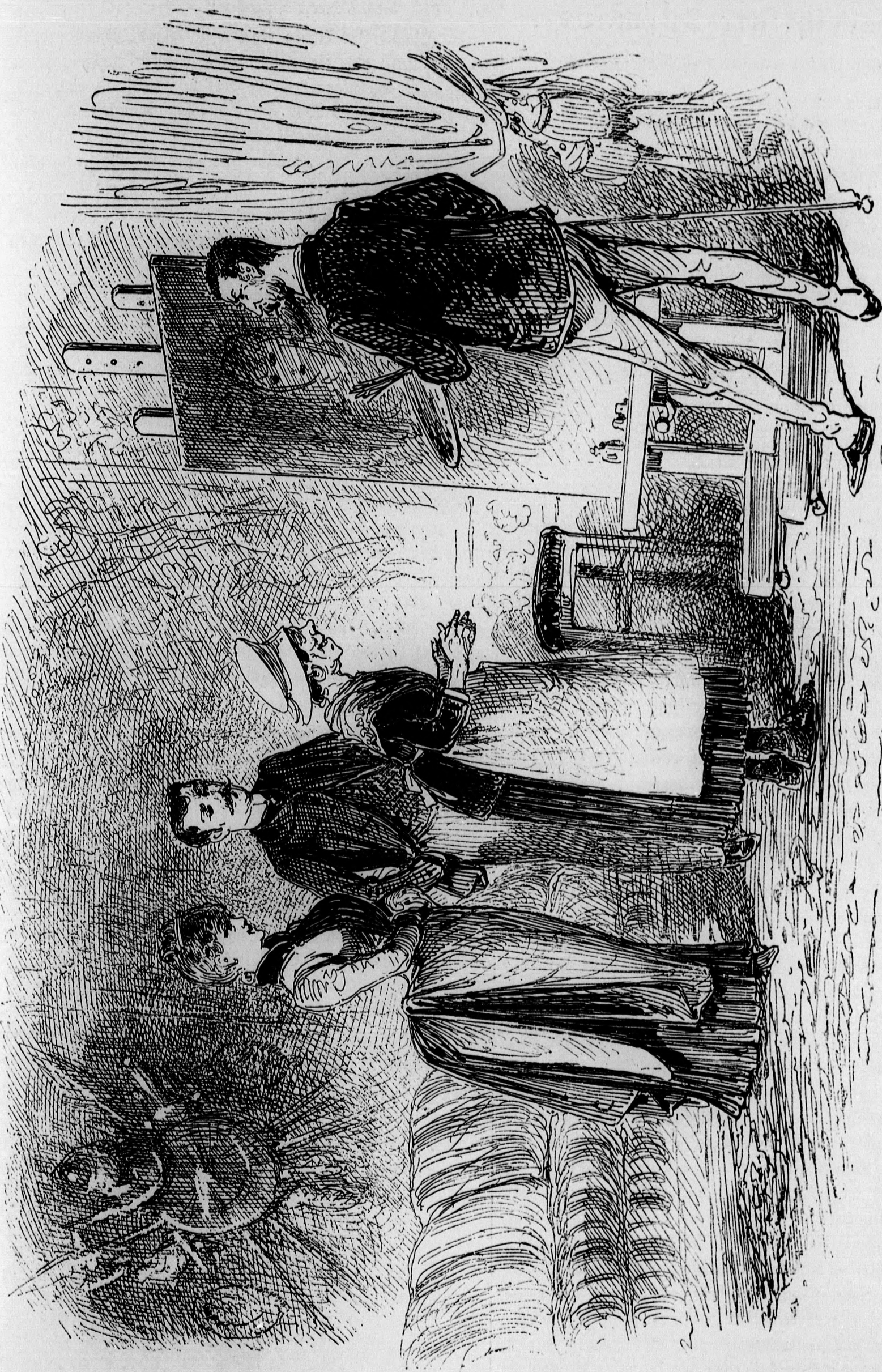
Eines Tages — der Abend dämmerte schon heran — spielten sie wieder einmal Verstecken in einer, durch den langen Sommertag überhitzten Waldlichtung. Eine Gewitterschwüle lag

in der Luft; es war als würde man Flammen einathmen. Sie spielten und kümmerten sich nur um ihr Spiel, ohne auf die drückende Schwüle des Luftzuges, auf das leise Wiegen der erschlafften Zweige, auf diese ganze Beklemmung der lebenden Natur zu achten. Niemals waren sie munterer, ausgelassener, glücklicher in ihren kindlichen Freuden gewesen . . .

Plötzlich, als Jeanne eben an Lucien angestoßen hatte, hielten sie inne, alle vier zu gleicher Zeit; sie redeten nicht mehr und lachten nicht; ihre Augen waren weit geöffnet und sie wagten es nicht, einander anzublicken. Sie fühlten ein Brennen am Halse, auf den Wangen, unter den Augen. Sie keuchten und ihre Herzen pochten so stürmisch, daß sie in der Kehle den Widerschlag fühlten. Und während die Mädchen, zum ersten Mal erröthend, ihren Körper sich dehnen, ihren Busen sich heben fühlten, standen die beiden jungen Männer verzückt wenn auch regungslos, die Arme nach den Mädchen ausgestreckt.

III.

Was fühlten sie denn? Was war ihnen? Was wollten sie? Ich will es wagen auszusprechen, was sie nicht begriffen. Sie wollten Alles, was schlecht ist, was verboten ist. Sie, so jung und so rein, waren in einem Augenblick, fast ohne Ursache, bloß in Folge der Berührung zweier bekleideter Körper, gierig geworden nach dem bösen Unbekannten. Was ihre Augen glühen, ihre Brust schwellen machte, war nicht das Verlangen nach dem zarten, keuschen Kusse, den ihre Lippen wohl verdienten, war nicht der Aufruhr der Jugend, die aus der allzu langen Kindheit hervorzubrechen sucht, war nicht das Bedürfniß der Blume, in der Wärme des Tages sich zu erschließen. Nein, der Begehrlichkeit, die sie beherrschte, würde die Süßigkeit der jugendlichen Liebesungen, der Austausch der natürlichen Zärtlichkeiten nicht genügt haben. Es drängte sie nach unkeuscher Verlobung, nach der Ehe. Zu fliehen — Jeanne mit Lucien, Lucienne mit Jean —; allein zu sein in einem fernem, geheimnißvollen Winkel des Waldes; leise mit einander zu reden, sich bei den Händen zu fassen, gegenseitig ihren Athem einzusaugen: an diese Dinge dachten sie nicht. Engel können sich plötzlich in Verdammte verwandeln. Sie hatten die abscheuliche Eier nach einer unbekanntem Hölle. Ein Abgrund hatte sich vor ihnen aufgethan und sie waren vom Schwindel ergriffen. Gesichte tauchten vor ihren brennenden Augen auf, zerfetzte Kleider, nackte Gestalten, die auf dem Erdboden sich wälzten. Der Traum dieser Kinder, dieser jungfräulichen Verliebten; dieser Traum, über den sie selbst sich keine Rechenschaft geben konnten, würde erschöpfte Lustlinge, deren Sinne sich nur mehr in dem Verlangen nach dem Unmöglichen entzündeten, in Schrecken versetzt haben. Ihre Keuschheit war unter dem Bedürfniß der Verworfenheit verschwunden. In ihrer vollkommenen Unschuld lechzten sie nach der vollkommenen Schmach. Und sie standen unbeweglich da, in bloßem Entsetzen, nicht begreifend, was sie anzog, unterjocht von der höllischen Gewalt. Wie in einem bösen Traum, durch den Apdruck verursacht, füllte sich vor ihnen der ganze Wald mit schmählich-nackten Gestalten, das Gehölz widerhallte von dem tollen Röcheln und Stöhnen der in Liebesraserei sich Wälzenden und das Wahngelbilde abscheulicher Vermengungen von Faunen und Nymphen besleckten die reinen, unverdorbenen Gemüther der vier Kinder.



Der Gatte. Ist das ein gelungenes Bild, Grethe? Und in zehn Minuten fertig!
Grethe. Ja, weil die Gnädige immer so schön still gehalten hat...
Die Gattin. Es ist gut, Grethe; Sie können gehen...

Der berechtigte Zuschauer.

Eine Badegeschichte aus der verfloffenen Saison.

Wißt Ihr schon den neuesten Skandal? rief Graf Max, der eben aus X.-dorf an der Nordsee heimgekehrt war, — die kleine Baronin hat sich auf frischer That erwischen lassen.

— Unmöglich! schrie der Chorus. Die kleine Baronin erwischt!

— Wie ich Euch zu sagen die Ehre habe!

— Da wird es also eine frische, fröhliche Scheidung geben?

— Ganz im Gegentheil, versicherte Graf Max. Und nun gab er die Einzelheiten zum Besten.

*

Der Baron Guggenberg ist — wie Euch bekannt — ein Mann „entre deux âges“, der sich vom Leben reichlich sein Theil genommen hat vor und nach seiner Ehe.

Seine entzückend schöne Frau, die um 25 Jahre weniger zählt, als er, hat sich einige Zeit mit seinen Ueberresten begnügt. Allein, als sie durch die Indiskretionen dienstwilliger Freunde erfuhr, daß der zuhause mit seinen Mitteln so knauserige Baron außer dem Hause ein Verschwender sei und daß er in der Freudenwelt den kleinen Spitznamen „Gugi, der alte Schweinle“ führe, worüber sie herzlich lachte, fühlte sie sich nicht mehr verpflichtet, seine grünen Haare zu ehren.

Am nächsten Tage war sie die Geliebte eines Uhlanen-Rittmeisters, der sie schon lange mit seinen Anträgen verfolgt hatte und zufällig ein intimer Freund jenes indiskreten Vertrauten war, von welchem die Enthüllungen über die Ausschweifungen des Barons ausgegangen waren.

Drei Monate später kam dieser indiskrete Vertraute an die Reihe. Eine Wohlthat geht eben nie ganz verloren. Dann kamen Andere, deren Namen ich Euch nicht nennen werde, weil ich sie nicht alle kenne und weil die Liste zu lang würde.

Kurz: die kleine Baronin hatte Liebhaber zu Duzenden wie Carmen und machte so wenig ein Hehl daraus, wie die spanische Zigarrendreherin. Es versteht sich von selbst, daß ihr Gatte, außerhalb des Hauses stark beschäftigt, lange Zeit der Einzige war, dem dieser Stand der Dinge unbekannt blieb. Es wird Euch auch nicht überraschen, wenn ich Euch sage, daß er durch einen anonymen Brief aufgeklärt wurde und daß dieser anonyme Brief von einem entlassenen Diener kam. Ein Haushofmeister, den man nach kurzer Dienstzeit davongejagt hatte, weil er für zwei Haushofmeister gestohlen, hatte in einem Hôtel zu Y.-dorf, das eine halbe Stunde von X.-dorf entfernt liegt, Dienste genommen. Eine seltsame Fügung hatte es wollen, daß die kleine Baronin, die mit ihrem Gatten heuer mehrere Wochen in X.-dorf badete, just das Hôtel in Y.-dorf, wo der entlassene Haushofmeister jetzt bedienstet war, zum Schauplatz ihrer Schäferstündchen mit ihrem dermaligen Liebhaber wählte, einem stämmigen Yachtmann, dessen Kutter auf der Rheide von X.-dorf verankert lag.

Als er einmal Erfrischungen auf das Zimmer brachte, erkannte der verjagte Haushofmeister die Baronin, die, weil sie die Augen anderswo hatte, ihn nicht bemerkte.

Drei Tage später empfing Baron Guggenberg folgendes kurze, aber inhaltsschwere Briefchen:

„Jemand, der Ihnen ergeben ist, glaubt Ihnen mittheilen zu sollen, daß die Frau Baronin ihre Nachmittage im Hôtel „zur Seeschlange“ in Y.-dorf in Gesellschaft eines jungen Herrn zubringt. Was sie da machen, können Sie erfahren, wenn Sie sich das Zimmer Nr. 17 aufsperrn lassen, das an dasjenige der Baronin und ihres Gesellschafters stößt. In der Thüre gibt es ein Loch.“

— Schau! Schau! Schau! sagte sich der Baron. Die kleine Schelmin! . . . Und ich Thor hatte sie für tugendhaft gehalten.

Und er ging, ein Liedchen pfeifend, seiner Wege.

*

Die scheinbare Ruhe des Barons hinderte ihn nicht, über die Sache nachzudenken, und sein Herz pochte sehr stürmisch, als er am folgenden Tage im Zimmer Nr. 17, wo er seit einer Stunde auf der Lauer lag, ungefähr um 2 Uhr die Stimme seiner legitimen Ehegattin vernahm, die in dem anstoßenden Gemach zärtliche Worte flüsterte.

Einige Sekunden später drückte er sein Auge an das kleine Loch, das dieselbe freundschaftliche Hand, von welcher der anonyme Brief herrührte, in die Verbindungsthüre gehohlet hatte. Was er da sah, muß einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht haben, denn er verließ seinen Beobachtungsposten nicht mehr bis zu dem Augenblicke, da die Baronin sich erhob, um in das Familienleben zurückzukehren.

Am folgenden Tage war der Baron zur nämlichen Stunde wieder auf seinem Posten. Er hatte offenbar die Absicht gehabt, den Polizei-Kommissär mitzubringen; allein unterwegs hatte er sich gesagt, daß bei dieser Art von Zeitvertreib ein Dritter nur von Ueberfluß sei und daß es etwas ganz Neues sei, wenn man selbst und für eigene Rechnung den Ehebruch konstatiert. Er gewann augenscheinlich Geschmack an der Sache, denn am folgenden Tage war er wieder da und bis zum Ende des Monats verabsäumte er keinen Tag, in dem Zimmer Nr. 17 zu erscheinen. So sind die Freuden der reiferen Jahre beschaffen; das Geheimniß eines fröhlichen Alters besteht darin, mit dem Wenigen, was das Leben uns noch gelassen, uns zurechtzufinden.

Unglücklicherweise für ihn war die Baronin nicht darnach geartet, ihren Neigungen eine lange Dauer zu geben und so wurden denn die Vorstellungen lange vor der hundertsten unterbrochen — zum großen Leidwesen des alten Abonnenten.

Die Freude war kurz, aber die Rechnung war lang; Unterhaltungen dieser Art sind kostspielig. Der Haushofmeister präsentirte ihm eine Note über 5000 Mark.

— Was soll Das heißen? rief der Baron.

— Mein Gott, Herr Baron! Sie hatten von Ihrem Zimmer eine so schöne Aussicht, — und diese lassen wir uns bezahlen!



Für alle Tage.

Der Mann erfindet Sprüche, die Frau Widersprüche.

*

Dichter und Liebende sehen das Leben in geschweichelter Photographie.

*

Wenn Dir eine Frau ein Geheimniß erzählt, so nimmst Du damit die Verpflichtung auf Dich, es — weiter zu erzählen.

*

Der Mann liest im Buche der Liebe, die Frau blättert darin.

*

Am allerwenigsten lassen sich die Frauen „verbotene“ Früchte — verbieten.

*

In der Liebe schmückt sich die Frau einzig allein für den Geliebten, in der Ehe bereits auch für — Andere.

*

Die Frauen kümmern sich nicht um die alte Bibel, ihre Liebesbriefe sind ihnen die angenehmste „heilige Schrift“.

*

Die Launen vieler galanter Damen sind wohl — berechenbar.

*

Manche Frau hat nur deshalb so schöne reine Händchen, weil sie dieselben fortwährend in — Unschuld wäscht.

*

Die Falten der Seele sind für viele Frauen erträglicher, als jene des — Antlitzes.

*

Viele Frauen sind über den Tadel ihrer Rivalinen erhaben, aber keine über das Lob ihrer Verehrer.

*

Ob die Frauen nun Christinen oder Jüdinen sind, sie kosten uns ein Heiden geld.

Germain d'Ange.

Auf frischer That.

Von René Maizeroy.

... Es ist sicher, fuhr Herr v. Laurière fort, daß ich vollständig den Tag vergessen hatte, an welchem ich mich mit einer Gelegenheits-Geliebten auf frischer That ergreifen lassen sollte. Da wir — ich und meine Frau — zur Erlangung unserer Ehescheidung keinerlei ernstern, annehmbaren Grund anführen konnten, selbst nicht die geringste Unverträglichkeit der Charaktere, und da man riskirt, selbst die nachsichtigsten Richter nicht für sich zu gewinnen, wenn man ihnen erzählt, man habe sich geeinigt, daß Jeder seines Weges gehen werde, weil man zu ungebundener, ausgelassener Natur sei, um den Ver-

such eines ehelichen Zusammenlebens noch länger fortzusetzen, hatten wir in gegenseitigem Einvernehmen beschlossen, eine sogenannte „schwere Beschimpfung“ in Scene zu setzen. Dies war drolliger und neuer als alles Andere; überdies widerstrebt es mir, unsere Dienstleute in diese Komödie zu mengen, wie so viele Andere es thun.

Ich hatte also, wie gesagt, den vereinbarten Tag völlig vergessen, als Doktor Le Chovrier, dieser gutherzige Advokat, der sicher mehr Frauen-Geheimnisse kennt, als der beliebteste Beichtiger, des Morgens bei mir eintrat und überrascht die Hände zusammenschlug, weil ich noch im Schlafrock war, wie ein Müßiger, der nicht weiß, was er mit seiner Zeit anfangen soll.

— Wissen Sie denn nicht, daß es heute geschehen soll . . . im Hôtel de Bade . . . zwischen fünf und sechs Uhr? In einer Stunde wird Ihre Gemahlin mit ihrem Advokaten Doktor Canterac und mit ihrem Oheim sich in dem Polizeikommissariate der Rue de Provence einfinden . . .

Eine Stunde!

Ich hatte nur mehr eine Stunde, armselige sechszig Minuten, um mich anzukleiden, ein Zimmer zu bestellen, eine Weibsperson zu suchen, sie in's Hôtel zu schleppen, auf das Bett zu werfen und in Liebesraserei zu versetzen, damit die Geschichte dem Polizeikommissär nicht verdächtig scheine! . . .

Eine Stunde, um alle Nummern dieses Programms auszufüllen: es war zum Verzweifeln! Und keine Möglichkeit, dieses Muß-Fest zu verschieben, Frau v. Laurière rechtzeitig zu verständigen, einige Minuten zu gewinnen! . . .

— Haben Sie wenigstens die Frauensperson? fragte angstvoll mein Advokat.

— Nein, theurer Doktor! nichts! . . .

Und ich dachte sogleich an die ganze Gallerie meiner Freundinnen. Soll ich Yvonne Ablette wählen, die mir nichts zu verweigern hat, oder Blanche Rebus, die beste Kameradin von der Welt, oder Lalie Spring, diese Unerfättliche, die stets nach neuen Genüssen sucht? Keine von allen; denn es war Hundert gegen Eins zu wetten, daß diese sauberen Böglein jetzt entweder im Gehölze oder bei irgend einer „Frau Tante“ auf Bestellung oder bei ihrem Schneider zur Anprobe waren . . .

— Bah! Sie werden die Erstbeste vom Trottoir auflesen.

... Und so geschah es: die Stunde war noch nicht zu Ende, als ich in einem Hôtelzimmer, dessen Fenster auf den Boulevard gingen, den Kiegel vorschob.

Das Frauenzimmer, das ich auf seiner Kunde vom Vaudeville-Theater bis zu Tortoni gefaßt hatte, war höchstens zwanzig Jahre alt. Sie hatte ein Stumpfnäschen, große, unveränderte Augen und allzu rothe Lippen; dabei hatte sie die zarte Magerkeit der Kinder, die zu früh dem Laster in die Arme getrieben werden. Sie war im Ganzen hübsch und trug sauberes, duftiges Linnen. Dabei eine erstaunliche Übung im flüchtigen Liebesgeschäfte. In drei Tempi war sie entkleidet, hatte ihre Siebensachen rechts und links weggeworfen und lag schon auf dem Rücken, mit nichts als einem Paar schwarzer Seidenstrümpfe bekleidet. Fürwahr: ein sehenswertes Schauspiel! Dabei sprach sie keine Silbe. Nur das Folgende als Einleitung:

— Du wirst im voraus „berappen“, mein Schätzchen, nicht wahr? Nicht als ob Du aussehst würdest, wie ein „Blitzmajor“, aber es begeistert mich besser . . .

Ich gab ihr vierzig Franken und sie betrachtete mich mit einem Ausdruck der Dankbarkeit und der Verehrung und zugleich mit einer besorgten Miene, als wollte sie fragen: „Was wird der Mensch für seine Fische fordern?“

Alldies begann mich sehr zu erheitern und ich gestehe, daß ich in die Stimmung kam, die Sache ernst zu nehmen, denn das Mädchen hatte eine weiße, sammtweiche Haut und schien erfahren und verderbt, als bearbeitete sie schon seit zwanzig Jahren das Straßenpflaster. Ich wünschte denn nichts sehnlicher, als ungestört zu bleiben, als plötzlich an die Thür geklopft wurde.

Das Weib richtete sich auf ihrem Gefäß auf. Sie war so bleich geworden, als sollte sie in Ohnmacht fallen.

— Was sind das für Schweine, die andere Leute in ihrem Liebesvergnügen stören? brummte sie zwischen den Zähnen.

Ich bewahrte die vollständigste Ruhe.

— Es wird irgend ein Reisender sein, der sich in der Thüre geirrt hat, sagte ich.

Das Klopfen wiederholte sich und eine Mannesstimme rief sehr deutlich:

— Oeffnet, im Namen des Gesetzes!

Da flog das Mädchen vom Bette, als ob ein elektrischer Strom ihr durch die Glieder gefahren wäre. Wie rasend warf sie ihre Kleider auf sich und rannte, einen Ausgang suchend, im Zimmer umher. Ich glaubte, sie wolle sich zum Fenster hinausstürzen und warf mich auf sie, um sie zurückzuhalten.

Die Unglückliche geberdete sich, als hätte sie den Verstand verloren; und als sie fühlte, daß meine Hände sie um den Leib festhielten, stieß sie aus rauher Kehle hervor:

— Ich weiß schon . . . Sie haben mich auf den Leim geführt! . . . Sie sind von der Polizei . . . Schmutzian! Sie zählen darauf, daß ich sie verrathen werde . . . Oh, die Schweine! . . .

Dann ging sie plötzlich von den Beschimpfungen zu Thränen und Bitten über. Sie warf sich mir zu Füßen und flehete:

— Höre, Liebster! Du siehst nicht wie ein Polizeispiegel aus; Du kannst mich nicht ausliefern wollen! . . . Ich habe einen Balg und eine alte Mutter zu ernähren . . . Verstecke mich unter den Matragen, verrathe mich nicht! . . . Ich will Dir's vergelten; Du sollst Dich nicht zu beklagen haben . . .

Ich begriff nichts von der Sache, als plötzlich die eingebrochene Thür krachte, das weggerissene Schloß klirrend zu Boden fiel und auf der Schwelle meine Frau sichtbar wurde, ihr zur Seite der mit seiner dreifarbigen Schärpe umgürtete Polizei-Kommissär; hinter diesen waren die Schatten des Oheims und des Advokaten meiner Gattin zu bemerken.

Die Dirne eilte mit einem Schreckensschrei dem Polizei-Kommissär entgegen.

— Ich schwöre Ihnen, daß ich unschuldig bin, leuchte sie; ich war nicht mit dabei . . . Ich will Ihnen Alles sagen, wenn Sie mir schwören, daß Jene nicht erfahren werden, daß

ich es war, die sie „eingetunkt“ hat, denn sie würden mir sicher meinen „Theil“ geben . . .

Der Polizei-Kommissär war ganz verblüfft; er witterte irgend eine schlimme Geschichte und vergaß völlig, das Protokoll über den in flagranti entdeckten Ehebruch aufzunehmen.

Da näherte sich ihm der Advokat und fragte:

— Nun, Herr Kommissär: auf was warten Sie noch?

Doch dieser wandte seine ganze Aufmerksamkeit der Dirne zu, fixirte sie mit scharfen, argwöhnischen Blicken hinter den Gläsern seiner in Gold gefaßten großen Brille.

— Wie heißen Sie? fragte er in trockenem Tone.

— Juliette Randal, auch Jujutte Pfeifenkopf genannt.

— Sie schwören also, daß Sie nicht mitschuldig sind, fuhr er auf's Gerathewohl fort, indem er sie immerfort scharf beobachtete, — Sie schwören, daß Sie nicht dabei waren, als . . .

— Ich schwöre, Herr Kommissär, und ich lege meine beiden Hände dafür ins Feuer, daß mein Geliebter, der Rouquin aus Ternes, nichts damit zu schaffen hat; sie haben ihn gezwungen, den Aufpasser zu machen, während die Anderen den Simpel abschlachteten. Ich kann nachweisen, wo und wie ich jene Nacht zugebracht habe . . . Der Rouquin in seiner Trunkenheit hat mir Alles ausgeplaudert . . . sogar, daß sie einen guten Fang gemacht haben . . . Für das Silberzeug allein hat der Vater Zacharias fünftausend Kugeln (Franken) gegeben . . . Der Rouquin hat seinen Antheil bekommen, das ist wahr; aber er hat nicht „mitgearbeitet“ . . . Ménilmuche hat dem alten Gärtner die Hände gehalten und „Ewigdurst“ hat ihn abgethan . . .

Der Kommissär ließ sie ruhig fortreden und als sie fertig war, wandte er sich zu mir, als ob ich mit zu Jujuttens Bande gehörte:

— Wie heißen Sie? was ist Ihre Beschäftigung?

— Marquis Sulpice von Laurière, Rentier, wohnhaft Rue de Galilée, 24.

— Laurière! Oh, ausgezeichnet! Verzeihen Sie, Herr Marquis, wenn ich auf Ansuchen Ihrer Frau Gemahlin hiermit in Gegenwart dieser Herren als Zeugen konstatire, daß Sie mit Ihrer Geliebten, der Juliette Randal auch Jujutte Pfeifenkopf genannt, getroffen wurden. Und nun sind Sie frei, Herr Marquis . . . Was Sie betrifft, Dirne Randal, so antworten Sie auf meine Fragen.

. . . So kam es, daß unser Scheidungsprozeß ein Aufsehen machte, welches ich niemals vorausgesehen hätte; daß ich in dem berühmten Prozeß der „Willen-Einbrecher“ vor dem Gericht als Zeuge erscheinen und die Fragen eines einfältigen Verhandlungs-Präsidenten über mich ergehen lassen mußte, der mich durchaus zu dem Geständnisse bringen wollte, daß ich der erklärte Liebhaber der Juliette Randal, genannt Jujutte Pfeifenkopf sei. Seither gelte ich für einen Menschen, der nach unerhörten Sensationen hascht und diese selbst am Grunde des Pariser Kehrrichthaufens sucht.

Dieser unverdiente Ruf hat mir übrigens sehr viele glückliche Abenteuer verschafft; mein Gott! die Weiber sind so verderbt, so blöb und so neugierig! . . .



— Er liebt mich, er liebt mich nicht . . .
 — Wer?
 — Ja, wenn ich Das wüßte! . . .



— Nein, Liebste, ich thue nicht mit, das Lawn-Tennis strengt mich zu stark an . . .
 — Ja, Sie thun am besten, nur zuzuschauen; Das strengt am wenigsten an.

IV.

Da kam eine Biene und wollte sich auf Luciennes Hals niederlassen.

— O weh! rief diese erschreckt; — schaut, sie will mich stechen!

Jean eilte hinzu und verjagte die Biene, während Jeanne und Lucienne in ein lautes Gelächter ausbrachen. Wahrhaftig, Lucienne sei zu feige, riefen sie; vor einem Nichts erschrecke sie, und wenn sie nicht verspräche, muthiger zu sein, wolle man ein anderes Mal sie zu Hause lassen. Aus diesem Anlasse gab es einen ordentlichen Streit; denn, als der Hader nicht ohne Mühe beigelegt worden, machten die vier Kinder sich auf den Heimweg durch den Wald. Sie pflückten Blumen, blieben zuweilen stehen, um dem einschläfernden Gezwitz der Vögel in dem dunkeln Laub der Bäume zu lauschen . . . Und sie lachten und hatten Alles wieder vergessen . . .

Denn die hinterhältige Versuchung taucht zwischen den Reinsten und Keuschesten auf, wie der Tod zwischen die Gesündesten und Frohesten sich einschleicht. Glückliche diejenigen, die aus dem bösen Traum erwachen, bevor sie der ihnen winkenden Wollust gefolgt sind! . . .



Auf dem Standesamt.

Eine junge Dame erscheint in einem Bureau des Standesamtes.

— Ist hier das Bureau der Versöhnungen?

— Im Gegentheil, Madame, das Bureau der Eheschließungen.

*

Auch ein Rathschlag.

Eine ältere Dame rath einem jungen Manne:

— Sagen Sie immer die Wahrheit, mein Freund, aber sagen Sie sie so artig wie möglich.

*

Triftig.

Fräulein Pilly erscheint in einem Modeladen, um Strumpfbänder zu kaufen.

— Welche Sorte befehlen Sie, mein Fräulein? fragt der Commis.

— So elegant als möglich, denn meine Verehrer haben einen sehr feinen Geschmack.

*

In der Zerstretheit.

Madame K. hat zwei herrliche Bébés, die aber gar keine Ähnlichkeit mit einander haben.

— Niemand würde sagen, daß die Kleinen Geschwister sind, sagte neulich eine fremde Dame zu Frau K.

— Oh, das sind sie gewiß, erwiderte die zerstreute Mama, — aber wahrscheinlich nicht von demselben Vater.

*

Gerechte Entrüstung.

Die kleine Frau N. wird mit einem jungen Manne in Veruruf gebracht, den sie gar nicht kennt. Neulich zeigte ihr eine gute Freundin auf der Straße den fraglichen jungen Mann, worauf Frau N. entrüstet ausrief:

— Wenn man mich schon für schlecht hält, so sollte man doch meinen Geschmack für einen besseren halten.

*

Von der Straße.

— Was ist aus dem Hallunken K. geworden? Er hat mich bei einem unbedeutenden Geschäfte um 10,000 Mark betrogen!

— Sie wissen also nicht? Er ist auf der Börse begraben worden.

— Bloss auf der Börse? Immer diese halben Maßregeln!

*

— Ist's wahr, mein alter Freund: Du hast das eheliche Obdach endgiltig verlassen und den Scheidungs-Prozeß gegen Deine Frau angestrengt?

— Darüber darfst Du nicht verwundert sein. Nach so vielen Skandalen, nach einem so unwürdigen Betragen . . .

— Ach, Das beweist nichts! Du sagst Das nur, weil sie Dir nicht mehr gefällt . . . Sonst würdest Du thun, wie wir Anderen . . .

— Was denn?

— Nichts.

Auf Manöver.

Eine Erzählung aus dem Soldatenleben. Von Pompon.

Es geschah nicht ganz nach seinem Willen, daß der Oberst von Boosch, Kommandant des 3. Guides-Regiments in Brüssel, den jungen Lieutenant van der Waart zu den wichtigen Manövern nach Frankreich entsandte, welche das I. und II. Armeekorps unter der obersten Leitung des Generals Billot ausführen sollten.

Ohne Zweifel war der Lieutenant noch sehr jung, sehr unerfahren, und verbrachte mehr Zeit bei dem Pastetenbäcker Mathys mit den leichten Dämchen vom Trottoir, als bei dem

Studium der Kriegswissenschaften. In seinen Conduitelisten stand zu lesen: „Denkt mehr an die Vergnügungen, als an den Dienst.“ Allein, er war mit dem ganzen Brabanter Adel verwandt, war ein brillanter Reiter, trug den grünen, verschürzten Spencer mit großer Eleganz und war ganz darnach angethan, in Frankreich eine gute Vorstellung von der belgischen Kavallerie hervorzurufen.

Der General van Kooek hatte den Befehl erteilt und da galt es zu gehorchen. Die Rolle des Abesandten war übrigens eine ziemlich knappe.

— Gehen Sie überallhin, hatte der General ihm gesagt; Sie sind jung, ein flotter Reiter, haben scharfe Augen. Sehen Sie Alles und berichten Sie mir.

Van der Waart reiste denn nach Saint-Quentin ab mit seinem Diener und zwei prachtvollen Pferden, und ausgerüstet mit seinen glänzendsten Uniformen. Mit seinem hübschen Gesicht, seinem feinen, hellbraunen Schnurbarte und seiner schmucken Uniform machte er wirklich Sensation inmitten der russischen, italienischen, spanischen, japanesischen Generale, Obersten und Majore, die alle alt, dick und fahlföpfig waren. Die Kommandanten der beiden manövrirenden Armeen, ein herkulisch gebauter, schöner Mann der Eine, ein zahloser, buckliger, kleiner Greis der Andere, nahmen unsern Lieutenant sehr gut auf und der General Billot selbst war der Meinung, daß der junge Reiteroffizier eine sehr gute Figur in seinem Generalstabe machen werde.

Die Herren Offiziere von den fremden Militär-Missionen ließen ihre Pferde auf dem großen Marktplatz und versammelten sich im Gasthose zur „Glocke“, wo der Chef des Generalstabes ihnen die Aufgabe des Manövers erläutern sollte. Man kam in dem großen Saal zusammen, wo die Herren, wie sie eben konnten, auf Tischen, Bänken, Stühlen Platz nahmen, während der Herr Oberst, am Marmorpulte der Kassierin thronend, folgendermaßen anhub:

— Meine Herren! die Hypothese für die Manöver des I. und II. Corps ist folgende. Der Feind ist durch Maubeuge gekommen . . . Wollen Sie meinen Andeutungen auf der Karte folgen, meine Herren! . . . Haben Sie Maubeuge? Ja; nun fahre ich fort: Und hat ein Detachement vorgeschoben, mit der Aufgabe, Landrecies zu nehmen. Gleichzeitig hat er eine Abtheilung entsendet, um die Befestigungen von Quesnoy und Cambrai zu zerstören . . .

Lieutenant van der Waardt hatte, wie alle Uebrigen, seine Karte entfaltet und hatte ehrlich gesucht, wo Maubeuge liege; allein seine Aufmerksamkeit ward plötzlich nach der Seite des Fensters abgelenkt durch eine hübsche, kleine, blonde, stark geschminkte Frau, die auf dem großen Marktplatz von Saint-Quentin spazieren ging. Ein Kostüm von gestreiftem englischem Cheviot kleidete sie vorzüglich; an der linken Seite hatte sie ein elegantes Reisetäschchen hängen; das Haupt bedeckte ein großer Hut von weichem Filz, geschmückt mit einem Schwarm weißer Vögelchen, die einem Neste zu entfliegen schienen. Es war ein reizender Anblick!

Der Chef des Generalstabes fuhr fort: Unter dem Schutze des verschanzten Lagers bei Laon-la-Fère konzentriren sich französische Streitkräfte, um die feindliche Armee anzugreifen, welche Maubeuge besetzt hat . . .

Ach, die Befestigung von Mauberge war in diesem Augenblicke dem Lieutenant van der Waardt sehr gleichgiltig. Er sah nur, daß die kleine, blonde Frau in den Tabakladen eingetreten war. Warum war sie in den Tabakladen eingetreten?

... Eine an der Duse zusammengezogene Truppen-Abtheilung erhält den Auftrag, die Konzentration der Hauptarmee zu decken und gegen die feindlichen Streitkräfte zu operiren, welche von Duesnoy her signalisirt sind. . . . Sind Sie bei der Sache, meine Herren?

Lieutenant van der Waardt war keineswegs bei der Sache. Die kleine Blonde war aus dem Tabakladen wieder herausgekommen und stieg jetzt in einen Miethwagen. Alle Wetter! da wird er ja ihre Spur verlieren. . . . Nein, das durfte nicht sein! . . . Es litt ihn nicht länger da. Er benützte den Augenblick, in welchem der Oberst sich über seine Karte beugte, um Beaudignies zu suchen, wo das Corps des Generals de Cools stehen sollte, und näherte sich rücklings, auf den Fußspitzen der Thüre, durch die er entschlüpfte, die Gesellschaft ihren militärischen Studien überlassend. Auf der Straße angekommen sah er den Wagen der Blondin in einer Staubwolke verschwinden. Er schwang sich auf sein Pferd, das sein Diener bereit hielt und folgte dem Fiafer.

Auf Ja und Nein hatte er den Wagen eingeholt und er ritt jetzt neben dem Wagenschlag einher, elegant und fest im Sattel, nach den Bewegungen des Pferdes sich wiegend. Die blonde Frau hatte, als sie auf der Straße das Pferdegetrappel vernahm, sich umgewendet, und ganz und gar nicht sehen, wie sie war, hatte sie nicht umhin können, die stattliche Haltung des Reiters zu bewundern, der ihr als Eskorte diente. Darum lächelte sie ihm freundlich zu, wobei ihre kleinen Zähnen zum Vorschein kamen.

— Die Straßen sind in diesen Kriegszeiten nicht ganz sicher, Madame, begann Lieutenant van der Waardt; — und wenn der Schutz eines Offiziers Ihnen nicht unangenehm ist. . . .

Die kleine Blonde hatte Romane von Montépin gelesen, die genau so begannen, auf einer Heerstraße, an einem schönen, sonnigen Tage, zwischen einem Ritter und einer vornehmen Dame, die in einer Kutsche fuhr. Die Geschichte war sehr amüsant. Sie erwiderte denn ohne Zögern:

— Danke, mein Herr. Ich fahre nach Cateau, zu einem Freunde, den ich daselbst habe. Sie kennen ihn vielleicht. . . . Herr Militär-Intendant Rispincel?

— Rispincel? . . . hm . . . so so . . . halb und halb . . . dem Namen nach . . .

— Nun denn, er ist mit der Verpflegung des I. Corps betraut. Heute mußte er Speck nach Solesmes führen, wo er den ganzen Tag bleiben wird. Da ich mich langweilte und keine Zigarretten mehr hatte, miethete ich einen Wagen und kam nach Saint-Quentin, um da meinen Vorrath zu erneuern.

— Ah! Sie rauchen?

— Den ganzen Tag. Es ist eine häßliche Unart, nicht wahr? Aber ich habe kaum einen andern Zeitvertreib. Ich bin so oft allein! . . .

— Man könnte auch bessere Kurzweil finden. . . .

— Sie glauben?

Ich weiß nicht, welche Gründe der Lieutenant ins Treffen führte; aber sicher ist, daß er seine Sache sehr lebhaft ver-

focht. Denn in Cateau angekommen, wurde ihm gestattet, in das Zimmer hinaufzukommen, welches die schöne Blonde im Gasthose „zum goldenen Hirschen“ bewohnte. Dieses Aushängeschild des Hôtels schien dem Lieutenant ein Name von guter Vorbedeutung zu sein; ebenso der Hauptschmuck des Intendanten — des Speckmannes —, den er auf der Kommode liegen sah, nämlich ein herrlicher Zweispitz.

— Sie erlauben, daß ich etwas Beloutine auftrage, sagte die Kleine; — unterwegs ist mir sehr heiß geworden.

— Sie haben ein wunderbares Gesichtspulver; es verbreitet einen Duft! . . . Da, hinter dem Ohr . . . ein köstliches Parfüm! . . .

— Wollen Sie sich ruhig verhalten?

Sie drängte ihn zurück und steckte sich eine Zigarrette an. Der Lieutenant verzog das Gesicht.

— Ei, Ihr Tabak hat jetzt den feinen Duft wieder ganz verschleudert! rief er. Da man nicht zwei Dinge zu gleicher Zeit machen kann, bitte ich Sie . . . nicht zu rauchen, Madame. Rauchen Sie nicht und lassen Sie mich dieses köstliche Keispulver einathmen, das mich ordentlich betäubt.

Und er preßte seine Lippen so zärtlich auf die blonden, krausen Härchen im duftigen Nacken der kleinen, blonden Frau, daß sie, meiner Treu, — die Zigarrette wegwarf.

*

Mittlerweile war eine Eskadron der 22-er Dragoner des II. Corps, auf eigene Faust arbeitend, gen Cateau herangesprengt und überrumpelte den nur von einem Vorposten der 21-er Dragoner bewachten Platz. Im Handumdrehen organisirte General Villot die Vertheidigung; die Zufahrtsstraßen wurden mit Karren, Leitern und Balken verammelt; die Leute des Vorpostens suchten hinter Thüren und Fenstern gedeckte Stellungen und eröffneten das Feuer gegen die Angreifer. Diese saßen ab und erwiderten die Fülllade. Inzwischen traf General Faverol mit einer Batterie ein und begann das Städtchen zu bombardiren; kurz: es entwickelte sich ein heftiger Kampf um den Ort und es gab einen höllischen Spektakel.

— Es ist ganz wie im Kriege, sagte Lieutenant van der Waardt lachend in dem wohlverschlossenen Zimmer, indem er die in seinen Armen Zitternde mit seinen Küssen beruhigte.

— Herr Rispincel wird sehen, was die belgische Artillerie taugt.

Am Abend dinirte unser Lieutenant in Saint-Quentin mit den fremden Militär-Abgesandten, als plötzlich beim Dessert ein russischer General sich an den jungen belgischen Lieutenant wandte.

— Nun, Sie Geheimnißkrämer! rief er ihm zu, — Sie waren ganz allein in Cateau?

— Wie? Sie wissen? stammelte der junge belgische Offizier erröthend.

— Oh, wir wissen Alles! Sie nützen Ihre Zeit sehr gut, junger Mann. Unter uns: welchen Eindruck hat das Pulver auf Sie gemacht?

— Welches Pulver?

— Nun, das rauchlose Pulver!

— Das wissen Sie auch schon? Nun, meiner Treu, es riecht nach Dpoponar.

Weib und Wissenschaft.

Allegorie.

Zeus, der Donn'rer, sitzt im Götterkreise
 Um des mühevollen Tages Wende;
 Venus bittet, daß er Beifall spende
 Ihren Wünschen; und nach ihrer Weise
 Hält die Göttin, die da üppig waltet
 Auf Cythere's waldumkränzten Höh'n,
 Anmuthstrahlend, sinnberückend schön,
 Gleich der Rose, eben frisch entfaltet,
 Liebeswonnekündend ihn umfängen,
 Schmiegt ihm an den Busen, wie zum Saugen
 Schwellend, und die wunderbaren Augen
 Glühen auf in feurigem Verlangen.
 Und umstrickt von wohligen Gliedern,
 Innig, wie der Stamm von zähen Ranken,
 Nicht er Allem Beifall ohne Wanken;
 Liebetrunken kann er Nichts erwidern.
 Was durch hohen Geist ich nie errungen
 Denkt Minerva, grimmen Born im Herzen,
 Durch den schönen Leib, durch loses Scherzen,
 Ist's der Schaumgeborenen gelungen.
 Ja, fürwahr! Ich bin mit Recht verdrossen!
 Da er Juno selbst, die Gattin, fliehet,
 Hat er sie, die ihn der Pflicht entziehet
 Durch ihr Tändeln, fest ins Herz geschlossen.
 Wohl denn! Ich, die oft schon für ihn wachte,
 Will die Gottvergessene verderben,
 Will den hohen Dank für mich erwerben,
 Des Allmächtigen, wenn ich's vollbrachte!
 Auf, Merkur! sprich sie zum Götterboten,
 Auf! daß Zeus der Schöpfer grausend sehe,
 Wie es mit der Venus Opfern stehe,
 „Schaff' mir eines aus dem Reich der Todten!“
 Der enteilt sogleich. — Mit einem Schatten
 Steht geflügelt er vor Dios Throne;
 Vor dem Schöpfer, diesem fast zum Hohne
 Stellt er hin den abgelebten, matten;
 Bahl der Schädel, bleich und hohl die Wangen;
 Trüb das Auge, schlotternd Leib und Glieder,
 Bricht er, selbst die Götter faßt ein Bangen,
 Kraftlos an des Thrones Stufen nieder.
 Doch gewandt, in Ränken wohl erfahren,
 Birgt ihn Venus vor des Vaters Blicken;
 Indes Lippen sich auf Lippen drücken,
 Trübt das Aug' sie mit den Lockenhaaren.
 Nur ein Wink von ihr dem Götterboten! — —
 Er enteilt, froh verheiß'nen Lohnes! — — —
 Schrecklich wieder vor dem Fuß des Thrones
 Steht ein Schatten aus dem Reich der Todten.
 Bahl der Schädel, bleich und hohl die Wangen,
 Trüb das Auge, schlotternd Leib und Glieder,

Bricht er, selbst die Götter faßt ein Bangen,
 Kraftlos an des Thrones Stufen nieder.
 Auf blickt Zeus! — Was sollen ihm die Wesen?!
 Wie nach tiefem Schlafe sinnverwirret
 Oftmals unser Auge suchend irret
 Der Umgebung Räthsel uns zu lösen,
 So schaut fragend um er in der Runde,
 Antwort heischend; Pallas spricht betrübet:
 „Vater! Dieser hat zu viel geliebet!“
 Und sein Anblick diene Dir zur Kunde,
 Daß mit Nichten Iene, schaumgeboren,
 Erdgebor'ne Menschen Dir beglücket;
 Wie sie Ienen denn den Sinn berücket,
 Hat sie nun zum Opfer Dich erkoren!
 Schande ist's! ich sag' es unverhohlen;
 Daß die ernste Arbeit Dich ermüdet;
 Seit sie Dir die süßen Fesseln schmiedet,
 Hast Du manchen Tag Dir selbst gestohlen!
 Sprach's! — Da nickte denn im Götterkreise
 Mandj ein Haupt; wie oft ja Beifall spendet
 Gern die Menge, wenn ein Wort vollendet,
 Was so unter sich zu flüstern leise
 Raum gewagt man; oder war's die Hitze,
 Waren's Morpheus' süße, sanfte Hände,
 Unterflücht von reicher Nectarsspende,
 Was beschweret die Gedankenitze?!
 Auf zum Vater, eng ihm angeschmieget,
 Blicket Aphrodite lieblich schmachtend;
 Dann der Rede Ende kaum beachtend,
 Und gewiß, daß Iene unterliege,
 Bricht sie aus in silberhelles Lachen: — —
 Sieh' doch diesen Schatten an, Geliebte!
 Der in Deinem ernsten Dienst sich übte,
 „Wissenschaft scheint auch nicht fett zu machen!“
 So, wie oft im mordenden Gestreite
 Leichtes Plänkler über schwere Waffen
 Obgesiegt, so schlägt das ernste Schaffen
 Venus durch den Scherz auf ihre Seite.
 Alles lacht! und selbst der Göttervater
 Glättet seiner Stirne krause Falten,
 Läßt ein Lächeln in den Mienen walten,
 Und spricht also: „Du bist mein Berather,
 Hehre Tochter, bei den schweren Lasten,
 Welche die Regierung mir bereitet;
 Aber, da Ihr um den Vorrang streitet,
 Gern in Venus Armen mag ich rasten!
 Wenn ich Dir zu häufig mich erhole,
 Beste! — — Ich vermag es auszuhalten!
 Und dem Mensch' gab ich zu seinem Wohle
 Einsicht, daß er wisse hauszuhalten!“

August Schuhmann.



Auf der Jagd.

Im „Klub der verfluchten Kerle“ erzählte Graf Miriblas neulich folgendes Abenteuer:

Vorige Woche war ich aus Anlaß der Eröffnung der Jagdsaison auf Schloß . . . sagen wir Hornheim geladen.

Nach dem Frühstück ließ ich die Gesellschaft aufbrechen, während ich noch eine Weile mich auf einem Divan ausstreckte und zu einer exquisiten Upmann den neuesten „Caviar-Kalender“ las.

Eine Stunde später machte auch ich mich auf die „Lergamaschen“ und durchschritt den nahen Wald, um die Andern einzuholen, als ich, bei einem Dickicht vorbeikommend, einige unterdrückte Seufzer zu vernehmen glaubte. Ich schlich auf den Fußzehen näher und sah — wen? Die schöne Schloßherrin in Gesellschaft des kleinen J. Die Beiden gaben sich einer Beschäftigung hin, welche näher zu schildern meine angeborene Schüchternheit mir verbietet. Diskret entfernte ich mich wieder und bald traf ich am Saume des Waldes meine Jagdgefährten.

— Haben Sie den kleinen J. nicht irgendwo gesehen? fragte mich der Schloßherr.

— Seien Sie unbesorgt, erwiderte ich; — er wird so gleich zu uns stoßen.

— Aber was treibt er denn?

— Er . . . pußt sein Gewehr.

*

Eheleben.

Die junge und reizende Frau des Bankiers Lilienblüh meldet ihrem Gatten mit dem obligaten Erröthen, daß sie guter Hoffnung sei.

— Auch ein Termingeschäft! ruft der Mann der Börse resignirt aus.

*

Ein Gatte, der seine hohe Stellung der Frau verdankt, die er genommen hat, sagte jüngst im Laufe einer Unterhaltung:

— Mich hat meine Frau zu dem gemacht, was ich bin.

In diesem Augenblicke trat die boshafte Frau S. ein und fragte in ihrer naiven Weise:

— Ah! mit wem denn?

*

Bündig.

Herr von F. ist es überdrüssig geworden, die Kleiderrechnungen seiner Frau zu bezahlen und erklärt ihr dies runde heraus, mit den Worten schließend:

— Meinethalben kannst Du unbekleidet bleiben!

— Gut denn, ich werde unbekleidet bleiben! ruft die Frau entrüstet; — aber nicht für Dich . . .

*

In arger Verlegenheit.

Monolog der Frau K.

— Mein Mann sendet mir Geld aus Amerika und schreibt mir, ich möge mit den zwei Kindern nachkommen. Was soll ich nun aber mit dem dritten anfangen, mit welchem ich ihn — seither beschenkt habe?

*

Ein Schreckenskind.

Die vierzehnjährige Alice schmollt, weil man sie zur Première der neuesten Operette nicht mitnehmen will.

— Wenn man mich so behandelt, werde ich durchgehen, sagt die Kleine.

— Wohin, Unglückskind? fragt die Mama.

— Ich gehe als Amme in den Dienst.

Die Entführung.

Eine orientalische Erzählung. Von Mat F. Tausch.

I.

„Ich lasse Dir die Bastonnade geben! fauler, nichtswürdiger Sklave, wenn Du nicht sogleich Hilfe schaffst! Siebenmal hat das Tagesgestirn seinen Kreislauf vollendet und noch immer bin ich bei Fatime um keinen Schritt näher zum Ziele gelangt.“

Also sprach der Aga von Bakuf zu seinem in tiefster Unterthänigkeit vor ihm knieenden Sklaven Mustafa, indem er unwillig einige dichte Rauchwolken aus seiner Wasserpfeife gegen die Decke blies.

Ein Schauer durchrieselte den Körper des Sklaven, als sein Herr der Bastonnade erwähnte und er beeilte sich, den aufsteigenden Zorn desselben zu beschwichtigen.

„Die schwachen Fähigkeiten Deines Sklaven stehen Dir zu Gebote, hoher Herr und Gebieter!“ entgegnete Mustafa, mit der Stirne die Erde berührend. „Dein treuer Knecht wird ein Mittel ausfindig machen, um die Sprödigkeit Fatimes in Kurzem zu besiegen.“

„Keine Gewaltthat, elender Hund! oder beim Barte des Propheten, ich lasse Dich um einen Kopf kürzer machen!“ rief der Aga drohend. „Fatime muß mich freiwillig lieben lernen! — Hinaus!“

Geräuschlos rückwärts schreitend und die rechte Hand zweimal an die Stirne führend, verließ Mustafa das Gemach.

Der Aga von Bakuf war ein Mann von schöner Gestalt und Gesichtsbildung und in jeder seiner Bewegungen offenbarte

sich Thatkraft und Würde. Er hatte mehrere große Reisen nach verschiedenen Ländern unternommen und sich eine ungewöhnliche Bildung angeeignet. Eine schwere goldene Kette, das Zeichen der Gewogenheit des großen Padischah, schmückte Hals und Brust.

Von seinem niedrigen Divan aus konnte er durch das Fenster einen großen Theil seines geschmackvoll angelegten Gartens, sowie den in dessen Mitte befindlichen Harem übersehen.

Lange Zeit blickte der Türke träumerisch nach den vergitterten Fenstern des Harems hinüber und mehrere Male kam ihm der Name Fatime über die Lippen.

Da drüben weilte sie, die schöne, unglückliche Sklavin, welche er mit der ganzen Gluth seines Herzens liebte.

Der Eintritt Mustaphas störte den Aga in seinen Betrachtungen.

„Verzeihe, gnädigster Herr, daß Dein Knecht vor Dir zu erscheinen wagt,“ sprach der Sklave demüthig. „Die Gnade Allahs hat ihm einen Weg gezeigt, der Dich zum Ziele führen dürfte, wenn Dir sonst die Ausführung des Planes Deiner hohen Stellung nicht unwürdig erscheint.“

Auf einen Wink des Aga trat er dicht an den Divan heran und flüsterte geheimnißvolle Worte in das Ohr seines Gebieters.

II.

Ein schattiger Laubgang führte von dem Wohnhause zum Harem hinüber. Einige üppige Granat- und Orangenbäume beschatteten eine kleine Pforte, durch welche man in einen schmalen Saal gelangte, von wo aus eine gewundene Holzstreppe in das erste Stockwerk hinauf führte.

Eine alte Negerin und ein häßlicher, affenartiger Zwerg bewachten abwechselnd den Eingang.

In einem der oberen Gemächer, aus dessen Fenstern sich eine weite Fernsicht eröffnete, lag auf einem Ruhebetto Fatime, die Sklavin des Aga. Ein schlichtes, weißes Gewand umschloß ihre vollendeten, herrlichen Formen und das aufgelöste, prächtig dunkle Haar ließ die feine Blässe ihres Gesichtes deutlich hervortreten.

Während ihre zarten Finger mechanisch die Saiten einer Mandoline berührten, bemühte sie sich vergebens, einen halbverlöschten, in der Stukatur der Wand angebrachten arabischen Spruch zu entziffern.

Mißmuthig legte sie das Instrument bei Seite und trat an ein Fenster, auf welchem in einem blauen Glasgefäße einige grellfarbige, exotische Blumen blühten.

Milde Dämmerung hatte sich allmählig herabgesehnt und die Stille des Abends wurde nur durch das feierliche Gebet des Muezzins unterbrochen, welches von einem entfernten Minaret herüber tönte.

Und Fatime träumte von ihrer fernen Heimath, von ihren verlassenen Lieben. — Vor einigen Wochen war sie bei einem Ueberfalle ihres Heimathortes in die Hände eines Paschas gefallen, welcher sie dem Aga von Vakuf als Geschenk überließ. Mehrere Male hatte sich ihr neuer Gebieter bemüht, ihre Gunst zu erlangen, doch hatte sie ihn bis jetzt immer abgewiesen. Wie lange noch wird sie seinen Begierden Widerstand

leisten können? Wie sollte sie sich mit ihren schwachen Kräften vertheidigen? — Welches Loos harnte ihrer?

Immer dunkler wurden die Schatten des Abends.

Bittere Zähren fielen aus den schönen Augen der Sklavin auf die glühenden Blumen.

Mit einem Male erklang in den Laubgewinden des Gartens ein gedämpftes Saitenspiel. Ein leichter Windhauch trug süße Klänge zu Fatime herauf und eine seltsame Unruhe bemächtigte sich der unglücklichen Träumerin, als sie den wehmüthig klagenden Tönen lauschte. Dicht unter ihrem Fenster vernahm sie leise Tritte und als sie sich neugierig vorneigte, gewahrte sie im Schatten der Bäume die dunkle, mantelumhüllte Gestalt eines Mannes, welcher unverwandt zu ihr hinausblickte.

Hastig trat sie vom Fenster zurück. — Jetzt begann wieder ein leiser, rührender Gesang, welchen die Klänge einer meisterhaft gespielten Laute begleiteten. Der Sänger trug mit sympathischer Stimme eine Romanze vor, welche das namenlose Glend einer Gefangenen und deren glückliche Befreiung behandelte.

Noch einige zitternde Accorde, — dann wurde es stille.

Eine prächtige Rose fiel aus dem Fenster des Harems zu den Füßen des Sängers nieder, welcher dieselbe aufhob, inbrünstig küßte und dann sorgfältig verwahrte.

Als Fatime nach einer Weile abermals einen Blick in den Garten warf, war der nächtliche Besucher spurlos verschwunden.

III.

Acht Tage waren verstrichen. Während dieser Zeit kam der geheimnißvolle Mann noch zweimal in die Nähe des Harems und es gelang ihm, sich Fatime zu nähern. Von der Dunkelheit begünstigt kletterte er vorsichtig bis zur Höhe des Fensters hinauf und konnte sich im leisen Flüstertone mit Fatime unterhalten.

„Ich bin Ali Ibrahim, der Todfeind des Aga von Vakuf und mein Leben ist verwirrt, wenn ich in seine Hände falle! Du wirst mich nicht verrathen, holde Blume des Aufgangs!“ sprach er eindringlich. „Ich will Dir ein glückliches Loos bereiten. Fliehe mit mir! Für Deine Sicherheit büрге ich mit meinem Leben.“

Dem edlen Wesen Ali Ibrahims, seinem ungewöhnlichen Muth und seiner Beredsamkeit unterlag schließlich das Herz Fatimes und sie beschloß, dem geliebten Manne zu folgen. Der Fluchtplan wurde verabredet und in fieberhafter Aufregung erwartete Fatime die Stunde, welche über ihr Geschick entscheiden sollte. Deftiger als sonst durchstreifte jetzt Mustapha zur Nachtzeit die Umgebung des Harems. Sollte der Aga Verdacht geschöpft haben? Sie zitterte vor der Möglichkeit einer Entdeckung.

Schwarze Nacht hatte sich über die Erde ausgebreitet. Fatime hatte ihre Vorbereitungen zur Flucht getroffen und harnte ängstlich des Kommenden. Noch eine halbe Stunde, dann war sie frei, oder? . . . Sie wagte es nicht weiter nachzudenken.

Horch! ein zweimaliges, leichtes Händeklatschen unter dem Fenster. — Eine dünne Schnur gleitet zur Erde herab und nach wenigen Augenblicken befindet sich Fatime im Besitze einer Strickleiter, welche sie mit nervöser Hast am Fenster befestigt.

Entschlossen betritt sie die erste Sprosse und langsam steigt sie abwärts. Zwei kräftige Arme umschließen ihre Gestalt und mit seiner süßen Last eilt Ali Ibrahim durch den Garten. Geräuschlos öffnet er ein Pfortchen in der Mauer und tritt hinaus ins Freie.

Etwas hundert Schritte seitab hält ein Diener mit einem gedeckten Kolo (Wagen), welcher alsbald mit den Flüchtigen in raschem Laufe dahin rollt.

IV.

In den Armen Ali Ibrahims erholt sich Fatime von den Aufregungen der letzten Stunde.

„Werden wir nicht verfolgt?“ fragt sie zitternd.

„Wir sind in Sicherheit, meine holde Blume!“ erwidert Ali Ibrahim zärtlich. „In einer Stunde erreichen wir unseren Zufluchtsort und keine Macht der Erde soll mich von Dir trennen!“

Unter süßen Liebkosungen enteilt Beiden eine Stunde. Jetzt fahren sie etwas langsamer auf einem Sandwege dahin, der Diener stößt einen Ruf aus, ein großes Thor wird geöffnet und nach einigen Augenblicken hält der Wagen vor einer kleinen Pforte.

„Wir sind am Ziele,“ spricht Ali Ibrahim freudig und hebt Fatime aus dem Wagen. „Allah segne Deinen Eingang!“

Er geleitet sie eine dunkle Treppe hinauf in einen schmalen Gang und eine Thüre öffnend betritt er mit ihr ein hell erleuchtetes Gemach.

Mit einem lauten Schreckensrufe sinkt Fatime auf den Teppich nieder, leichenhafte Blässe bedeckt ihr Antlitz und flehend die Hände faltend, blickt sie mit einem unbeschreiblichen Ausdruck zu ihrem Entführer empor.

Auf den ersten Blick hat sie das Gemach wieder erkannt, aus welchem sie erst vor Kurzem entflohen war; das Fenster ist noch geöffnet, die Strickleiter an demselben befestigt.

Den Mantel abgeworfen und mit einem triumphirenden Lächeln auf den Lippen steht der Aga von Bakuf vor ihr. In seiner rechten Hand hält er eine verwelkte Rose.

„Beendige meine Qualen! Töbte mich!“ ruft Fatime verzweifelt. „Du hast mich grausam betrogen!“

„Komm in meine Arme, süße Wonne meines Lebens!“ spricht der Türke mit bewegter Stimme, einen Schritt näher tretend und die Knieende sanft an sich ziehend. „Was Ali Ibrahim Dir versprochen, das wird der Aga von Bakuf halten! Meine unbegrenzte Liebe zu Dir zwang mich, diese List anzuwenden.“

Der Plan Mustaphas hatte den Aga zum Ziele geführt.



Aussprüche berühmter Geister über Frauen, Liebe und Ehe.

Wenn ein wichtiger Schritt zu thun ist, wird sich ein Mann fragen: was werde ich sagen? — eine Frau: was werde ich anziehen? Mme de Puység.

*

Aus dem Golde, das die Natur in das Herz der Frau gelegt, macht diese — falsche Münze. * * *

*

Lachen ist die zweite Sprache der Frauen, die Mehrzahl der Aneben beantworten sie hiemit. F. Guemer.

*

... Die Untreue folgt den Frauen gleich ihrem Schatten. Sie betrügen selbst die Heiligen, während sie zu ihnen beten. Jotai.

*

Die Milde der Frauen ist unendlich, manchmal verzeihen sie einem Kerl das Unrecht, das sie ihm zugefügt haben. F. J. Stahl.

*

Die Hölle ist mit weiblichen Zungen gepflastert.

*

Guillon.

Frauen halten oft mehr, als sie versprechen dürfen.

*

G. Engelsmann.

Der Mann kann es erreichen, die Frauen kennen zu lernen, aber so wie Latude die Kerkermeister kennen gelernt hat — nach fünfunddreißigjähriger Gefangenschaft. * * *

*

In einem Weiberroch,
In einem Bienenstock
Steckt Schaden und Genuß,
Ergög' und viel — Verdruß.

Logau.

*

Die Frau ist nur von Segen in der süßen Umarmung, in der Offenbarung ihrer Liebe, sonst ist sie nur von Unheil.

Reise-Tagebuch des Sultans.

*

Eine Frau versagt dem zweiten Liebhaber nichts, was sie nicht dem ersten bereits gewährt hätte. F. S. Guemer.

*

Nicht jede Frau kostet von der verbotenen Frucht; aber jede ist auf den Geschmack neugierig. Dr. Harlequin.

*

Wie oft und wie verschieden jedesmal weiß eine Frau uns mit einem Händedruck das inhaltreiche Wort zu sagen: vielleicht! F. Mantegazza.

*

Von hundert Frauen, welche fallen, haben neunundneunzig ihren Fall berechnet. * * *

*

Zwischen eines Weibes Ja und Nein läßt sich keine Nadelspitze stecken. Sprichwort.

Gute Hausgeister.

I.



(6)

Der Beseffene.

Roman von Camille Lemonnier.

Fast jeden Morgen fand sich im Briefkasten ein Brief der Frau Lépervié vor. Mit der alten, bewährten Liebe der Gattin geschrieben, schilderten diese Briefe ihre Spaziergänge am Strande, die wohlthätigen Wirkungen der salzigen Seeluft, die zärtlichen Gedanken, mit welchen sie ihr Leben von alten Ehegatten von neuem durchlebte. Er beantwortete ihre Briefe regelmäßig; Rakma selbst drängte ihn dazu, wenn er es einmal unterlassen wollte.

— Mehr Wärme, mehr Ausführlichkeit! flüsterte sie ihm zu. Es ist Ihre Pflicht, sie zu lieben. Oh, ich bin nicht eifersüchtig.

Und es kam so weit, daß sie ihm ganze Seiten diktierte.

Als die Gerichtsferien kamen, packte der von seiner Familie dringend gerufene Lépervié endlich seinen Koffer. („Geh, geh! sagte ihm Rakma; sie hat auch ihre Rechte.“) Eines Tages landete er mit dem Seedampfer müde und gealtert, mit schlaffen Wangen und hohlen Augen.

— Ach, mein armer Freund! mein armer Freund! rief die Präsidentin schluchzend, als sie seiner ansichtig wurde.

Sie wollte einen Arzt zu Rathe ziehen, allein er wehrte sich dagegen. „Einen Arzt? Wozu denn? Es ist nichts, als eine Ueberanstrengung bei der Arbeit.“ Er zwang sich, Frühmorgens auszugehen, weil er vor jeder Begegnung mit Bekannten Angst hatte; begab sich mit müden Schritten zur Düne und streckte sich auf den Sand hin, wo ihn alsbald ein bleierner Schlaf überfiel. Um seine große Schwäche zu beschwören, ging er vor dem Frühstück in eine Badeanstalt, um sich zu douchen, und aß dann mit großer Gefräßigkeit. Die Seeluft, die Bäder, die Wirkung der reichlichen Nahrung und die Enthaltbarkeit von den gewohnten Ausschweifungen stärkten ihn nach zwei Wochen in sichtlicher Weise. Sein Auge ward heller, die Schmerzen im Kreuz verloren sich, nur die Schlafsucht wollte nicht völlig weichen. Hauptsächlich aber trat bei ihm eine Ruhe des Fleisches, eine Abspannung der Nerven und der Sinne ein, die selbst durch die Erinnerung nicht aufgestachelt wurden. Ihm dämmerte die Empfindung auf, als wäre er einer großen Gefahr, einer schweren Krankheit entronnen. Eine geraume Zeit dachte er nicht an Rakma und als eines Tages Frau Lépervié ihren Namen nannte, war es ihm, als hörte er den Namen einer Person, die er ehemals auf einer Reise kennen gelernt hatte, und er mußte sich anstrengen, um sich der Farbe ihrer Augen zu erinnern.

Und dann meldete ihm seine Frau ganz unvermuthet die Ankunft der Erzieherin. Er hatte sie in Gesellschaft einer Jugendfreundin zurückgelassen, die sie auf einige Wochen zu ihren Eltern, auf das Land mitgenommen hatte. Und nun war sie des Landlebens überdrüssig geworden und bemächtigte sich seiner wieder in diesem Zustande körperlicher und geistiger Genesung. Plötzlich sah er sie in ihrer Gänze wieder, erinnerte sich der Leiden und Verrücktheiten ihres Zusammenlebens in der Stille des Hauses und sagte sich:

— Nein, nein, die Warnung will ich mir zunutze machen.

Allein, an dem Tage, da sie ankam, ging er selbst zum Schiffssteg hinab, um sie abzuholen und nach dem Hôtel zu geleiten.

— Ich habe Hunger und Durst nach Ihnen, sagte sie ihm während der Fahrt nach dem Gasthose. Diese dummen Bauern sind mir sehr langweilig geworden. Ich hätte keinen Tag länger unter ihnen leben können. Immerfort dachte ich an Sie, Geliebter.

Er antwortete nicht. Sie betrachtete ihn und sah sein welkes, mattes Gesicht.

— Ach, mein Freund, mein armer Freund! rief sie.

Er erinnerte sich jetzt eines ähnlichen Ausrufes seiner Frau. Aber welche liebevolle Betrübniß lag in jenem Ausrufe!

— Rakma fuhr fort, ihn von der Seite zu beobachten, mit einem grausamen Lächeln, aus welchem gleichsam ein kühler Wind der Mißachtung über seine Gebrechlichkeit dahinfuhr.

— Oh, sagte er, unter dem ihn prüfenden Blicke sich aufrichtend, — es ist blos eine kleine Schwäche, die nicht jene Ursache hat, welche Sie glauben.

— Ach, ich glaube gar nichts. Und wenn dem so wäre, würde es Sie nur interessant machen.

Sie gingen ein Stück Weges neben einander her, ohne zu sprechen; dann zeigte er ihr mit dem Stocke den Gasthof.

— Da ist es, sagte er. Ich dachte nicht, Sie so bald wieder zu sehen. Und . . . und . . . Ich weiß nicht mehr, was ich sagen wollte.

— Und — seien Sie aufrichtig — Sie rechneten darauf, mich überhaupt nicht wieder zu sehen. Sie sind ja ein recht artiger Herr! Ich lasse Alles im Stich, um zu Ihnen zu kommen und Sie empfangen mich in dieser Weise . . .

— Oh, seufzte er, Du weißt wohl, daß dem nicht so ist und daß Du noch immer mit mir machen kannst, was Du willst. — Doch siehe, fügte er hinzu, indem er vor sich hinstarrte, ist das nicht meine Frau, die uns da entgegen kommt?

— Ja, Ihre Frau; oder diejenige, die diesen Namen trägt.

In der That hatte Frau Lépervié sie bemerkt und kam ihnen entgegen. Sie trug einen Klappstuhl unter dem Arme, da sie im Begriffe war, zum Strande hinabzusteigen.

— Sind Sie es wirklich, Liebste? sprach sie, Rakma die Hand reichend. Sie sind uns stets willkommen. Sie fehlten uns . . . Fragen Sie nur den Präsidenten . . . Aber da fällt mir ein: es wäre sehr liebenswürdig, mein Freund, wenn Sie . . .

Sie hatte bemerkt, daß Rakma nur mit Mühe ihre Reisetasche trug; sie nahm ihr dieselbe ab und reichte sie Lépervié, indem sie ihn bat, sie dem Pförtner des Gasthofes zu übergeben. Inzwischen wollten sie die Kinder am Strande auffuchen.

— Der Herr Präsident scheint mir ein wenig leidend, warf Rakma nachlässig hin, als sie allein waren.

— Ach, haben Sie es auch bemerkt? entgegnete Frau Lépervié hastig. Dann, nach einem Augenblicke Nachdenkens, fügte sie in trockenem Tone hinzu: — Nein, durchaus nicht. Sie irren; er befindet sich jetzt sehr wohl. Bitte, tragen Sie doch den Klappstuhl!

— Oh, sie ist Weib! dachte Rakma. Sie will mich fühlen lassen, daß sie allein das Recht habe, um den Präsidenten besorgt zu sein. Er befindet sich jetzt wohl, weil die Andere nicht da ist . . . Die Andere . . . bin ich vielleicht?

. . . Oh, sie weiß nichts und dennoch weiß sie . . . Nun denn, es sei, ich will Deinen Klappstuhl tragen, wie eine

Gute Hausgeister.

II.



Dienerin, die ich bin und als die Du mich behandelst. Du aber trage Dein Kreuz, bis Du darunter zusammenbrichst . . .

— Und wie geht's denn der kranken Tante? erkundigte sich Frau Lépervié theilnahmsvoll.

XIV.

Der Aufenthalt am Meere wurde verlängert.

Rakma bekundete dem Präsidenten gegenüber eine zereemoniöse Kühle, wenn das gemeinschaftliche Leben sie bei der Tafel oder auf dem Spaziergange zusammen brachte. Frau Lépervié schien übrigens die Beiden zu beobachten; dies war die Meinung des Präsidenten, der sie Rakma mittheilte. Doch diese suchte mit den Achseln.

— Mein Lieber, Ihre Frau ist eine Heilige; der Verdacht der Sünde erreicht nicht die Regionen, in welchen sie thront.

Blos zweimal hatten sie, von wollüstigen Absichten getrieben, entkommen und sich heimlich auf der Düne treffen können.

An einem heißen Nachmittage, als die Familie an dem einsamen Gestade einen langen Spaziergang gemacht hatte, ließ Frau Lépervié sich ermattet am Fuße eines Sand-Hügels nieder. Der Präsident, dessen Beine noch an den Nachwehen eines gichtischen Anfalls laborirten, streckte sich an ihrer Seite aus und entfaltete, durch die ausgespannten Schirme vor der Sonne geschützt, seine Zeitung und begann ohne sonderliches Interesse darin zu lesen. Guy und Paula entfernten sich mit Rakma, um Pflanzen zu sammeln und Schmetterlinge zu fangen. Es verging eine lange Zeit und die Kinder kamen noch nicht zurück. Angesichts des Abends, der sich herabsenkte, ward Frau Lépervié unruhig, weil sie fürchtete, die Kinder hätten sich verirrt, während der Präsident, dessen Wagen knurrte, darüber klagte, daß man mit den Resten der Tafel sich werde begnügen müssen.

Endlich kamen sie athemlos, mit Blumen und Gräsern beladen zurück. Sie hatten den Weg verloren und sich im Innern der Düne so weit vorgewagt, daß sie eine ganze Stunde marschiren mußten, um wieder zu ihrem Ausgangspunkte zu gelangen. Paula erzählte ihren Eltern eine ganze Geschichte. Sie waren unterwegs in eine Fischerhütte eingetreten und da gab es ein altes Weib, das ihnen aus den Linien ihrer Handfläche die Zukunft weissagte.

— Denke Dir, Mama, ich werde einen schmuken Offizier heirathen. Und Guy? . . . Guy soll Rakma heirathen. Ist Das nicht drollig?

Der Präsident sank betroffen zurück.

— Aber es ist zugleich blöd, solche Reden mit anzuhören, stieß er aus rauher Kehle hervor.

Und er schaute auf Rakma, die gleichgiltig gegen Paula's Erzählung da stand und ins Meer hinausschaute, das in den Schatten des Abends sich dunkel färbte.

— Hätten Sie den Kindern nicht ersparen können? . . . fragte er.

— Was denn? entgegnete sie, die Blicke auf ihn richtend.

— Aber, mein Freund, ich begreife Deine Empfindlichkeit nicht, unterbrach ihn Frau Lépervié lachend. Die Geschichte ist in der That so lustig, daß man darüber nur lachen kann.

— Laßt uns zum Diner eilen, sagte der Präsident mürrisch.

Und er suchte mit den Blicken seinen Sohn. Guy stand abseits und seine grauen, hellen Augen hasteten auf Rakma und er schien nichts Anderes zu sehen und zu hören als sie.

— Guy! rief der Präsident plötzlich erschreckt.

— Vater.

— So komm doch!

XV.

Um die Mitte des Monats September kehrten sie heim.

Die angehäuften Geschäfte im Justiz-Palast nahmen den Präsidenten einen vollen Monat gänzlich in Anspruch. Guy hatte sein neunzehntes Jahr erreicht und schickte sich an, die Hochschule zu beziehen. Und es trat plötzlich ein Ereigniß ein. Paula erschien eines Morgens völlig verzweifelt und in Thränen aufgelöst bei ihrer Mutter, an deren Brust sie sich warf. Sie glaubte sich tödtlich verwundet und meinte, sie müsse sterben.

— Oh Mama! Es ist schrecklich! Vergib mir! . . .

Pächelnd und mit lieblosender Stimme mußte nun Madame Lépervié ihrem Kinde das Geheimniß des unvermeidlichen Uebels entdecken, dessen Sitz der Schoß des Weibes ist. Paula blieb den ganzen Tag still und schweigsam, gleichsam um das Geheimniß in sich zu verschließen, das sie so blaß machte, als ob sie krank wäre.

Frau Lépervié theilte nun die Sache dem Präsidenten mit. Doch anstatt sich zu freuen wie sie selbst, ward er traurig, von Mitleid erfüllt für diese zu Ende gehende Kindheit.

— Wie gut ist es, nichts zu wissen . . . stammelte er. Armes Kind! . . .

Diese Taufe seines Kindes zur Jungfrau brachte in ihm eine momentane und heilsame Rückwirkung hervor. Er widerstand jeder Versuchung. „Endlich, endlich wird die Luft doch gereinigt werden von der traurigen Schmach! Ich hatte Unrecht, so schnell zu verzweifeln! . . .“ Es kam so weit mit ihm, daß er mit Widerwillen an die geheimnißvolle Funktion dachte, die aus der unwiderstehlichen Anziehungskraft der Geschlechter hervorgeht . . .

Es kam ein Augenblick, wo der Präsident plötzlich unruhig ward wegen eines aufmerksamen und kühlen Blickes, mit welchem Guy ihn betrachtete und welcher sich abwandte und gleichgiltig scheinen wollte, sobald Lépervié ihn bemerkte.

„Sollten wir uns etwa in seiner Gegenwart verrathen haben?“ fragte er sich. „Oder sollte irgend eine argwöhnische Ahnung diesen so ernsten Jüngling dazu drängen, uns zu beobachten? Ach, ich fühle es wohl: keine Inquisition dringt tiefer in den Vater ein, als der zweifelnde Blick seines Kindes.“

Diese Gedanken fortspinnend sah der Präsident fortan nur die spähenden Augen seines Sohnes. Und allmählig kam er dahin, nicht länger zu zweifeln, sich selbst bestimmt zu sagen, daß sein Sohn irgendwie (durch die Thürspalten oder auf der Straße, wer kann wissen?) ihr Verhältniß entdeckt habe. Zu jedem Opfer war er bereit, um dieser Schmach zu entgehen.

Allein, wenn er länger nachdachte, ward er sich über die Natur dieses Opfers nicht klar. In keinem Falle kann von einem Bruch die Rede sein, sagte er sich. Unser Verhältniß muß außer Frage bleiben; denn die Macht dieser Bande ist so groß, daß so wenig wie ich sie missen könnte, sie auf ihre

Liebe für mich verzichten würde. Das einzige Mittel ist, sie aus dem Hause zu entfernen, damit ich sie frei, ohne Gefahr sehen könne.

Als sie sich wieder einmal in dem von ihm gemietheten Zimmer trafen, das ihm durch die Gewohnheit schon widerwärtig geworden, trat er vorsichtig, allerlei Umwege gebrauchend, dem Gegenstande näher. Er wies auf die 19 Jahre seines Sohnes hin und gab ihr zu erwägen, daß es vortheilhafter wäre, wenn sie nicht mehr unter demselben Dache wohnten.

— Aha, ich begreife, unterbrach ihn Rakma. Es ist ja ganz klar! . . . Eine kleine Wohnung, nicht wahr, wo ich meine eigenen Möbel hätte? . . .

Er wußte nicht, ob sie ernst rede, oder höhniisch, und war einigermaßen verlegen wegen der Ungebundenheit, mit welcher sie seine Ausführungen unterbrochen hatte.

— Deine eigenen Möbel, natürlich, fuhr er fort. Ich will keine Kosten scheuen; ich wünsche, daß Du anständig wohnest, vier, fünf Zimmer habest, ein besonderes Haus, wenn es Dir so lieber ist . . .

— Ah, Sie würden so weit gehen?

— Du sollst auch Dein Kammermädchen haben; Du wirst Dir Dein Leben einrichten, wie es Dir beliebt wird.

— Das ist ja ein niedlicher kleiner Roman! Allein — ich will nicht!

Und sie fuhr in erzürntem Tone fort, wobei sie in dem Zimmer umherlief:

— Ihre Geliebte will ich sein, aber Ihre „Ausgehaltene“ niemals! Die Dirne, die man bezahlt, der man ein behagliches Leben sichert: das also ist's, was Sie geträumt haben? Die Meise, die man sich hält, wie ein kostbares Reitpferd, wie? Das Fräulein K., zu der man seine Pantoffel bringen läßt, die man verborgen hält und von der die Leute sagen, wenn sie vorüber geht: „Das ist die kleine Soundsjo; sie hat einen Alten, der für sie sorgt.“ Also, hinaus will man mich werfen? Verjagen will man mich, um im Hause Frieden zu haben? Ah, mein Lieber, jetzt sind Sie wieder ganz Sie!

— Ich versichere, entgegnete Lépervié, daß ich nur an unser Glück dachte.

— Unser Glück! Das nennen Sie unser Glück? Dieses Leben voll Lüge, wo wir uns vor aller Welt in abscheulichen Spelunken verbergen, um da zu sündigen? Glück hat es für uns nicht gegeben und wird es niemals geben!

Sie kreuzte die Arme, pflanzte sich vor ihn hin und fuhr laut schreiend fort:

— Verstehen Sie denn nicht? Errathen Sie denn nicht, daß ich an Ihnen nur festhalte, weil wir, indem wir thun was wir thun, abscheuliche Geschöpfe sind und weil Dies mir Vergnügen macht? Jawohl, das Verbrechen, das darin besteht, daß wir Leib an Leib uns in einer Liebe verzehren, die gar keine Liebe ist!

Der Präsident fand es ganz unnütz, diesen Redefluß zu unterbrechen. Er hauchte lange auf die Gläser seines Klemmers und trocknete sie dann mit seinem Taschentuche ab. Allein diese Beschäftigung schien ihm endlich kindisch; er erhob sich, machte die Runde im Zimmer und blieb endlich neben ihr stehen, am Fenster, auf dessen Scheiben sie trommelte.

— Wie Du willst, erklärte er. Reden wir nicht weiter davon. Welch' ein Weib bist Du!

Und er zog sie in seinen Schooß.

— Ich bin Diejenige, die man nicht kennt, sprach sie mit langsamer Betonung.

— Die Sphinx, die uns verzehrt, wenn wir sie um ihre Räthsel befragen.

— Nun denn, fürchte Dich, Präsident! — — —

Ihre Mutter war ein Mischling; die einzige Tochter einer Javanessin und eines holländischen Pflanzers, geboren am Ufer des Flusses Tjiluwony, aber erzogen zu Haag in einer fürstlichen Pension und dann in ihre Heimath zurückgeführt. Der Vater war Offizier in Holländisch-Indien gewesen. Auf einem Ball bei dem Gouverneur hatte die Mutter seine Bekanntschaft gemacht und sie war mit 19 Jahren seine Gattin geworden. In wundervollen Gärten war Rakma's Kindheit verfloßen. Dann hatten sie alle zusammen den reichen und prächtigen Archipel verlassen und sich in Arnheim sesshaft gemacht, in einer prächtigen Villa am Rhein. Und nun kam das Unglück. Die Mutter ward zugrunde gerichtet und verlassen von dem ehrvergessenen Gatten, der nach allerlei zweifelhaften Spekulationen, in welchen ihr Vermögen verschwand, nach Brasilien ging, wo er auch starb. Sie zogen nun nach dem Städtchen Delft, um hier ein vergessenes, kümmerliches Dasein zu führen. Die Mutter, eine wohl unterrichtete Dame von vornehmer Gesinnung, widmete sich hier ganz der Erziehung ihrer Tochter Rakma. Hier lebten sie vier Jahre, bis Rakma eine Stelle als Erzieherin in dem Hause einer vornehmen englischen Familie zu Edinburg fand. Hier traf sie die Nachricht von dem Tode ihrer Mutter. Fürder war sie allein, mit erstorbenem Herzen, angewidert durch die Welt, an dem unverdienten Mißgeschick ihrer Mutter ihren Haß und ihre Verachtung gegen den Mann schärfend.

Ueber ihre mannigfachen Schicksale von ihrem Austritt aus jener englischen Familie bis zu ihrem Eintritt in das Haus des Präsidenten konnte Lépervié nichts erfahren. („Alles in Allem“ — sagte er sich — „weiß ich von ihrem Leben so viel, als sie mir zu sagen gut gefunden hat.“)

Als Lépervié eines Abends heimgekehrt war und — seiner Gewohnheit gemäß — auf den Fußzehen hinaufschlich, vernahm er von der Höhe der Treppe das Geräusch von Stimmen. Die eine klang fast scheltend, die andere, leisere, konnte er wegen des eindringenden Geräusches der Straße nicht unterscheiden. Aber in der lauterer Stimme erkannte er diejenige seines Sohnes. Jetzt verstummten beide Stimmen und er vernahm rasche Tritte, die sich nach der Höhe der Treppe verloren.

— Guy! rief der Präsident.

Keine Antwort.

— Bist Du's, Guy? wiederholte der Präsident ungeduldig.

— Ja, ich bin's, erwiderte der junge Mann.

Der Präsident eilte hinauf und sah jetzt seinen Sohn, der sehr bleich, mit einer brennenden Kerze in der Hand, auf dem Flur wartete.

— Was machst Du da? fragte der Präsident streng.

— Ich erwartete Dich, um Dir gute Nacht zu sagen, und wollte dann zu Bett gehen.

Der Präsident richtete auf seinen Sohn einen so eindringlichen Blick, daß Guy die Augen niederschlug und in seiner Verwirrung die ohnehin fest sitzende Kerze noch fester zu machen suchte.

— Ah, sagte der Vater; — Du wolltest schlafen gehen? Und . . . mit wem . . . sprachst Du denn?

Er wußte, daß der Jüngling mit Rakma gesprochen hatte; er hatte sie ihre Thüre schließen gehört. Und dennoch vermochte er diese Frage nicht zurückzudrängen. Ach, wenn er lügte! sagte er sich angstvoll.

— Ich sprach mit Rakma, erwiderte Guy ohne Zögern, indem er mit seinen hellen Augen den Vater anblickte.

— So? mit dieser Person? . . . bemerkte der Präsident nach einer Weile.

Indem er sich in dieser Weise die Antwort Guy's wiederholte, schien ihm die Erregtheit seiner Stimme plötzlich so seltsam, daß er glaubte, ein Anderer habe gesprochen. Aber sogleich drang ein Gefühl der Freude durch, die Freude ob dieser ehrlichen Natur, die nicht lügen konnte, die Freude darüber, daß der Knabe nicht genöthigt war zu lügen. Und als er ihn länger betrachtete, konnte er seine Rührung nicht ausdrücken; ein liebevolles Lächeln verklärte sein Gesicht.

— Wie Du meinem Vater ähnlich siehst! sagte er, bei dem Flackerchein der Kerze die Aehnlichkeit der Nase und der Stirne mit dem väterlichen Portrait betrachtend, eine Aehnlichkeit, die ihn mit respektvoller Bewunderung erfüllte.

Dann schloß er ihn an seine Brust und entließ ihn mit den Worten:

— Geh, mein Guy, mein theurer Guy! schlaf' wohl! Und bevor er zu seiner Frau ging, verweilte er noch einen Augenblick in seinem Kabinet, um sich zu sagen:

— Er hat nicht gelogen! er hat nicht gelogen!

XVI.

Einige Zeit nach diesen Ereignissen ergab sich ein Fall, welcher uns den Präsidenten in der seltsamen Verfassung eines Wüßlings zeigt, der in seiner Eigenschaft als Richter jede Ausschreitung gegen die landläufige moralische Ordnung auf das Strengste gehudet wissen will.

Vor der Zuchtpolizei angeklagt stand ein Schriftsteller von kräftiger Begabung, den ein allzu stürmischer Sinn der Rechtschaffenheit dazu verleitete, manchmal die Häßlichkeit der gesellschaftlichen Zustände in gar zu schwarzen Farben zu schildern. Diesesmal hatte er ein Drama erdacht, das die muthwillige Sprödigkeit der bürgerlichen Klassen sogleich ablehnte, ein furchtbares Drama des Glends, in welchem ein Weib, der gemeinsamen Noth überdrüssig geworden, seinen Leib der Sünde und Schmach darbot.

Das Buch hatte ebenso viel Sympathie wie Enttäuschung hervorgerufen; es wurde leidenschaftlich angegriffen und leidenschaftlich vertheidigt. Das Gericht erhob die Anklage wegen Unsittlichkeit. Lépervié erklärte sich, obgleich die Absicht des Verfassers zutage lag, ganz offen für die Verurtheilung. Er fand es unstatthaft, daß die Literatur, und wäre es auch zu einem ehrenhaften Zwecke, die Wirklichkeiten des Lebens in

solcher Weise ans Licht zerre. Es muß ein Zug des Idealischen hineingemengt oder doch das Häßliche durch das Wort gemildert werden. Alles Andere ist Unzucht.

Obgleich der Prozeß nicht in seiner Abtheilung verhandelt wurde, erschien er dennoch in der Gerichtssitzung und erklärte die Beispiele für unschicklich und unpassend, welche die Vertheidigung aus der Geschichte, aus der Bibel, aus dem Schriftthum holte. Und als endlich das Urtheil gesprochen wurde: eine Geldbuße in Hinblick auf die mildernden Umstände, bedauerte Lépervié, daß mildernde Umstände zur Geltung kamen; denn er meinte, daß ein solches Vergehen gegen die sittliche Ordnung nicht streng genug bestraft werden könne.

In seiner Abtheilung herrschte eine Strenge, die ihn allgemach jeder mitleidigen Regung für den Nebenmenschen unzugänglich machte. Er erwies sich jetzt unerbittlich gegen die Ausschweifungen, welche die Mehrzahl der Scheidungs-Prozesse enthüllte. Die Sitzungssäle widerhallten von seinen entrüsteten Reden gegen die Sittenlosigkeit der Gesellschaft. Das Uebel, das er in sich trug, ohne es zu sehen, argwöhnte er überall bei den Anderen und konstatarie es wie eine Seuche, welche das Menschengeschlecht verheert.

XVII.

Lépervié hatte vor einem dunkelen, verdächtigen Hausflur eine rothe Lampe flackern gesehen. Er hatte eine Thüre geöffnet und sich in der Spelunke an einem Tische niedergelassen. Eine Dirne hatte sich ihm genähert und ihn gefragt, was er trinken wolle. Er hatte drei Männer mit gebräunten Gesichtern betrachtet, die an einem benachbarten Tische tranken; mit einer Geberde hatte er gezeigt, daß er dasselbe Getränk haben wolle, wie jene; eine Minute später kam das Mädchen zurück und brachte ihm ein Glas Gin. Er that einen Schluck; der starke Branntwein durchlöcherte ihm schier den Schlund; ein Pfefferstrom mengte sich in sein Blut und seine Wangen rötheten sich; dann aber empfand er nichts als ein warmes, gleichmäßiges Wohlbehagen.

Er leerte sein Glas und schlug mit der Faust auf den Tisch, um ein zweites zu verlangen. Dieses leerte er in kleinen Schlücken und er strengte sein Gedächtnißvermögen an, um sich zu erinnern, wo er schon dieses seltsame Gefühl gehabt habe. Doch wollte kein bestimmtes Datum ihm einfallen; er hatte nur die unbestimmte Empfindung, irgendwo und irgendwann nach dem Genuße irgend eines Gebräu's ein ähnlich angenehmes Gefühl gehabt zu haben.

Die drei Trinker in der schmutzigen Taverne, drei Männer mit harten, Mißtrauen erweckenden Gesichtern schauten von Zeit zu Zeit auf ihn. Er erwiderte ihre Blicke; doch schienen ihm nur die Gesichter von zweien bestimmt und faßbar, während er das Gesicht des Dritten nur wie durch den Nebel einer fernen Seelandschaft bemerkte. Der Mann kam daher gesegelt, ging in dieser Hafenstadt ans Land und betrat diese Schenke, wo just er — Lépervié — auch saß. Jetzt erhob sich der Mann, trat auf ihn zu und zeigte auf sein leeres Glas. Alldies schien dem Präsidenten so deutlich, daß er laut antwortete:

— Nein, ich danke; ich habe genug davon.

(Fortsetzung folgt.)

konkret an

